Leonhard Meisters, Prof.

Kleine Schriften

vermischten Inhalts.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Basel,

bey Jon Jacob Flick, 1781.

Inhalt.

I. Geschichte der Eidgenoßischen Verbindung Seite 1

II. — — der Frau von Zürich und ihrer dreyzehn Töchter 37

III. — — der zürcherschen Lebensart in den letzten Jahrhunderten 45

IV. Helvetische Maskerade im zwanzigsten Jahrhundert 76

V. Helvetischer Nationalgeschmack im achtzehnten Jahrhundert 98

VI. Wohl-

VI. Wohlthätige Folgen der Helvetischen Kirchenverbesserung 107

VII. Politischer Einfluß des Predigtamts 116

VIII. Ueber den guten Geschmack in der Kanzelberedsamkeit 130

I.

Geschichte der eidgenößischen Verbindung.

Nach dem Hinscheid des letzten schwäbischen Kaisers Friedrichs II. im Jahre 1250. entstand ein Zwischenreich bis zum Jahr 1273. In der allgemeinen Verwirrung hatten die Reichsstädte und Reichsländer ein sehr abänderndes Schicksal; bald sahen sie ihre Freyheiten geschmälert, bald wieder vergrößert. Wenn sie dem Rachen des Adels entgiengen, so hatten sie's, außer ihren Conföderationen, besonders der gegenseitigen Eifersucht unter den Edeln zu danken.

Die drey Reichsländer, Uri, Schweiz, Unterwalden, blieben in den rauhen Gebirgen grossentheils sich selbst überlassen.

Im Jahr 1257. während des Zwischenreiches wählten sie Graf Rudolf von Habsburg zu ihrem Beschützer. Anfangs bestätigte dieser alle ihre Freyheiten, als er im Jahre 1273. unvermuthet auf den kaiserlichen Thron stieg. Mit dem Anwachs des Glückes veränderte er seine Gesinnungen. Indem er den freyen Städten und Ländern mit der einen Hand liebkosete, fühlten sie nicht gleich die Fesseln, die er ihnen mit der andern Hand bereitete. Im Jahr 1291. machte der Tod seinen weitaussehenden Anschlägen ein Ende.

Sein Sohn, Albrecht I. nachmaliger Kaiser, war bemüht, mit Gewalt durchzusetzen, was der Vater mit List angefangen hatte. Als er itzt den drey Ländern Uri, Schweiz, Unterwalden seine unmittelbare Regierung aufdringen wollte, hatten diese die Kühnheit, ihn durch ihren Abschlag zu beleidigen. Hierauf schritten die kaiserlichen Vögte zu unerhörten Gewaltthaten; ohne Zweifel in der Absicht, Aufruhr zu reizen, und hernach unter diesem Vorwand das Volk in Ketten zu werfen. Die drey Länder hüteten sich zu den Waffen zu greifen; sie begnügten sich, mit Klagen vor den Kaiser zu kommen.

Die Klagen wurden verachtet; die Grausamkeit der Vögte vergrößert. Das Volk trat zurück in den Naturstand und verfocht durch Selbstwehr die angebohrne Freyheit. Im Jahr 1306. erschlug Tell den Vogt von Uri, den tyrannischen Geßler. Hierauf wurden Walther Fürst von Uri, Werner von Staufachen aus Schweiz und Arnold von Melchthal aus Unterwalden die Häupter einer edeln Verschwörung. Der Neujahrstag 1308. ward zu Vertreibung der Tyrannen bestimmt. Nachts vorher ward einer der Verschwornen von seiner Geliebten heimlich in das Schloß Rozberg gezogen; dieser zog seine Brüder an einem Strick nach; zwanzig an der Zahl fielen sie über den unbewaffneten Vogt *) und nahmen ihn mit seinem Gesinde gefangen. Mit Anbruch des Tages giengen andere funfzig auf das Schloß Sarnen; dreyßig davon versteckten sich in dem nahgelegenen Walde; kaum daß die andern mit den üblichen Neujahrsgeschenken in dem Schloß angelangt waren, so holten sie ihre Spieße aus ihrer Tasche und pflanzten dieselben auf ihre Stöcke; hierauf gaben sie den Gefehrten ein Zeichen; die kleine Besatzung des Schlosses wurde entwaff-

*) Pelegrin von Landenberg.

net und in Frieden über die Gränzen geführt, doch nicht ohne eidliche Versicherung, daß sie niemals wieder zurückkehren. Alsdenn vereinigten sich die drey Länder auf zehn Jahre, und dachten wohl nicht, daß sie den Grund zu einem Staat legten, der länger dauren sollte als selbst die achaische Verbindung.

Auf die Nachricht von dem Schicksal seiner Vögte, ergriff Kaiser Albrecht die Gelegenheit, jene drey Reichsländer, wenn es seyn könnte, ganz von dem Reiche loszureißen, und sich selbst zuzueignen. Nicht als Kaiser, als Herzog von Oesterreich wollt er den Krieg mit eignen Kräften versuchen, um alsdann auch allen Vortheil davon für sich allein zu behalten. Während der Zurüstungen aber ward er von seinem Bruderssohn, Herzog Johann von Schwaben, aus Rache wegen hinterhaltener Erbschaft, bey Königsfelden erschlagen. An den Mitverschwornen des herzoglichen Meuchelmörders nahm Oesterreich eine blutige Rache. Auf Herzog Leopolds und der Wittwe Alberts, auch ihrer verwittweten Tochter Agnes Veranstaltung wurden im Jahre 1309. drey und sechzig Edelleute mit ihren Dienern, zu Farwangen, und funfzig andere, zu

Altbüren, mit dem grausamsten Tode gestraft. Mehr als alle nachherige Kriege der Schweizer, trug diese strenge Rache bey zur Entkräftung des helvetischen Adels *). Indessen gewannen während dieser Verwirrung die drey Reichsländer Zeit, desto besser an Vertheidigung ihrer Freyheit zu denken. Des ermordeten Kaisers Thronfolger, Heinrich VII. von Luxemburg, bestätigte ihre Rechte und ihre Verbindung und nahm sie wieder in den Schutz des Reichs auf. Nach dem Hinscheid desselben erkannten sie Ludwig V. aus Bayern für den rechtmäßigen Kaiser, welcher ebenfalls, wie sein Vorfahr, ihre Freyheiten und ihren Bund gut hieß. Solche Begünstigungen entflammten den Unmuth der österreichischen Fürsten.

Eine Mißhelligkeit zwischen dem Canton Schweiz und der Abtey Einsiedeln, welche unter österreichischen Schutz stand, diente dem österreichischen Friedrich, der hie und da als Kaiser anerkannt war, zum Vorwand des Krieges. Im Jahr 1315. ward sein Bruder Leopold bey Morgarten

*) Zürich that den Oesterreichern bey ihrer Rache Beystand, und erhielt dafür den Sihlwald und das Sihlfeld zum Geschenke.

garten von den Cantons geschlagen. Heinrich von Hunenberg aus Zug hatte die Zeit und den Ort des österreichischen Angriffs auf einen Pfeil geschrieben, und diesen gen Arth hinüber auf die Schweizerwache geworfen; nach dieser Anweisung setzte man sich an der Anhöhe bey einem engen Paß hinter Morgarten zur Vertheidigung und schwur sich unter Fasten und Bethen Sieg oder Tod zu. Noch am Abend vor dem Treffen ward funfzig Verbanneten von den Schweizern ihre Bitte, an der Spitze ihres kleinen Heeres sich die Verzeihung erfechten zu dürfen, eben so edel als klug abgeschlagen; nichts desto weniger stritten sie doch mit; am folgenden Morgen stürzten sie ungeheure Stücke Holz und Felsen auf die Feinde hinunter; bald gerieth durch Hagel von Steinen Oesterreichs Reuterey in Verwirrung, das feindliche Heer zerstreuete sich und voll Andacht jauchzten die Eidgenossen auf dem Schlachtfelde Siegesgesänge. So eben lief Bericht ein, daß Graf von Straßberg in Unterwalden alles verwüste. Die Unterwaldner, von hundert Schweizern begleitet, verließen ihre Heldenbrüder und eilten dem neuen Feind zu. Dem Grafen ahndete von der Niederlage des österreichischen Heeres, ihn ergriff

panischer Schrecken, und er floh, nicht ohne grossen Verlust. Nunmehr ward die bisherige, zehnjährige Bündniß der Eidgenossen in eine ewige verwandelt. Den Inhalt derselben findet man bey Tschudi, Stumpf, Simler. Ihr Zweck war gegenseitige Beschützung der Reichsfreyheiten; auch ward eben darum der Gehorsam gegen das Reich und den Kaiser vorbehalten, nicht weniger die Rechte des Adels in ihrem Bezirke. — Zur Vorbeugung ihrer eignen Entzweyung verstanden sie sich, ohne gemeinschaftliche Einwilligung, in keine andern Verträge zu treten; auch ohne solche kein Haupt des Reichs zu erkennen. Unter sich selber errichteten sie ein Schiedsrichteramt, zugleich trugen sie demselben die Gewalt auf, mit bewaffneter Hand den schiedrichterlichen Ausspruch zu unterstützen. Kaiser Ludwig machte keine Schwierigkeit, diesen Bund nebst den Freyheiten der drey Cantons d. d. Merrida (in Italien) 29. März 1316. zu bestätigen; auch ordnete er den Grafen von Arberg zu ihrem Vogte, dem sie im Namen des Reiches schwuren. Wenn unter so vielen damaligen Conföderationen die helvetische allein sich erhielt, so hat es diese nicht bloß der vortheilhaften Lage der

 Gegend,

Gegend, sie hat es auch der eingeschränkten Anzahl der Bundesgenossen, und vornehmlich dem höhern Zwecke zu danken, welcher sich nicht auf bloße Handelsfreyheit allein einschränkte *). Im Jahr 1318. erhielten die drey Cantons mit Oesterreich einen Waffenstillstand, da demselben bald wenig mehr zu trauen war, so suchten sie sich im Jahre 1327 durch ein neues Bündniß mit verschiedenen Herrn und Städten sicher zu stellen.

Im Jahre 1330. brachen die Flammen des Krieges schon wieder aus. Lucern, welches den Anfällen der Cantons ausgesetzt war, hatte vieles zu leiden; überdieß ward diese Stadt mit neuen Zöllen belästigt; von Oesterreich bald gedrückt, bald hüflos gelassen, trat sie nun im Jahr 1332. in die eidgenößische Verbindung, jedoch auch sie mit Vorbehalt der österreichischen Rechte. Alle contrahirende Theile verpflichteten sich zu gegenseitigen, kriegerischen Beystand, so bald derselbe durch Mehrheit der Stimmen würde erkennt worden seyn.

Als

*) S. Conring de Imp. Germ. Acroam. II. p. 59. wie auch Simler de rep. Helv. B. I.

Als sich im Jahr 1320 Ludwig von Bayern und Friederich von Oesterreich wegen der Kaiserwürde verglichen, so blieb sie zwar jenem, jedoch mit Beding, daß er diesem eine bestimmte Geldsumme entrichte. Da er dieselbe nicht gleich zu erlegen im Stande war, so sah er sich genöthigt, an Oesterreich vier Reichsstädte zu verpfänden; unter diesen sollte sich auch Zürich befinden. Zürich machte Einwendungen dagegen, und zwar nicht ohne Unterstützung der Waldstädte. Auch entließ der Kaiser Zürich der Pfandschaft, mit folgender Bestätigung: ut nullo unquam tempore ab imperio, quo modo libet, separetur. Nun neigte sich Zürich ganz auf Seite des bayerschen Ludwigs. Von neuem zog dieses der Stadt den österreichischen Haß zu. Dieser Haß ward durch Einführung der Zunftverfassung und Verjagung des aristocratischen Adels, welcher Oesterreich anhieng *), im Jahr 1336. vermehret. Um sich dagegen sicher zu stellen, traten die Zürcher im Jahr 1351 in das ewige Bündniß der vier Reichsstädte und erhielten auf den Tagleistungen den Vorsitz. In diesem

 Vertrag

*) S. Vitod. p. 54. Guillim. III. 5. Hartmann. p. 313. Bulling. Hist. tig. mscr. VII. 14. u. a.

Vertrag befindet sich schon merkliche Verschiedenheit, so wol in Absicht auf Zweck, als in Absicht auf Ausdruck. Nicht nur behält Zürich sich die vormaligen Rechte und Verbindungen vor, sondern auch, eben so wie nunmehr die vier Reichsstädte, Gewalt zu neuen Bündnissen, jedoch immer ohne Nachtheil der helvetischen. Zugleich macht Zürich die Bundesgenossen zu Gewährleistern der neu eingeführten Zunftverfassung.

Nunmehr erstreckte sich die Eidgenoßschaft von Rhätiens Gränzen bis an die Thur, den Rhein und die Aare. In diesem Umfange sollten die Verbündeten einander auf eigene Unkosten beystehen, und zwar bey plötzlichem Ueberfall ohne Auffoderung. Im Fall einer Belagerung sollten die hülfleistenden Garnisonen von den Städten selber besoldet werden. — Die Bundesgenossen verhindern ihre Angehörigen, daß sie in Civilprocessen nicht vor geistliche oder sonst fremde Richterstüle hingehen; auch verpflichten sie sich, einen Feind oder Verbrecher allenthalben, und selbst auch alsdenn zu greifen, wenn gleich die Feindseligkeit außer dem Umfang der verbündeten Orte geschehen. Ohne Zweifel, daß man sich dadurch der Rachsucht eines Adels entgegen zu se-

zen

zen gedachte, der wenig das Völkerrecht schonte nichts desto weniger ward in der Folge dieses Verkommniß gemißbraucht, unter solchem Vorwand unbesonnene Händel zu suchen.

Je schwieriger nun durch Verstärkung der Eidgenoßschaft die Unterdrückung derselben geworden, desto mehr ward Oesterreich, besonders auch gegen Zürich erbittert. Noch im J. 1351. ward diese Stadt von Herzog Albrecht, jedoch fruchtlos, so wie vormals im Jahre 1298. von Kaiser Albrecht belagert. Bald hernach im Jahre 1352. sollten die vier Waldstädte von Glarus aus bekriegt werden. Die Eidgenossen kamen dem Ueberfall zuvor und nahmen die Glarner, die ebenfalls über Oesterreichs Bedrückungen klagten, in ihren ewigen Bund auf. Wenige Wochen hernach belagerten sie die Stadt Zug. Während der Belagerung belustigte sich Herzog Albert zu Königsfelden mit der Jagd. Zug ließ durch Boten bey ihm um Hülfe und Rath flehen. Beym Verhör unterhielt er sich mit dem Jäger und damit er sich von weitern Zudringen befreye, wies er sie verächtlich von sich, mit dem höhnischen Rathe, sie möchten sich eben an die Eidgenossen ergeben. Auch wurden sie hierauf

von diesen in ihren Bund aufgenommen. Diejenigen also, welche verdient hätten, als überwundene Feinde behandelt zu werden, empfieng man mit eben so viel Großmuth als Klugheit in Bundesgenossen und Brüder. Anfänglich freylich unter ungleichen Bedingnissen; den neuen Verbündeten nämlich wurde jede andere Verbindung verboten und nur den ersten Cantons blieb erlaubt, in den Bundesartikeln zu ändern; in der Folge aber ward dieser Unterschied aufgehoben. Noch immer wurden auch in diesem Vertrage die österreichischen Rechte ausbedungen. In dem Friedensvergleich stellte man den Herzogen ihre Einkünfte und Gerichtsbarkeiten zurück; das eidgenößische Bündniß wurde erhalten, nur daß man sich dazu verstand, künftig in dasselbe keinen österreichischen Angehörigen Zutritt zu geben. Dieser Friedensvergleich erfolgte nach zweymaliger, fruchtloser Belagerung von Zürich im J. 1352. und zwar auf Vermittlung des Markgrafen von Brandenburg.

Während dieser Zeit hatte Bern gegen die benachbarten Edelleute gleiche Rolle zu spielen. Diese Stadt stand erst hundert sechzig Jahre. Dieselbe ward von einer neuauflebenden Aristokra-

tie

tie beherrscht. Schon im Jahr 1323 hatte sie mit den drey Waldstädten ein Schutzbündniß geschlossen. Großentheils diesem hatte sie *) den Sieg bey Laupen zu danken. Bern schickte an diesen Ort eine Besatzung von 600 Mann. Von Vater und Sohn, oder (wie andre wollen,) von zweenen Brüdern ward der eine in Bern zurückbehalten, und zwar in der Absicht, das Interesse für die Entsatzung desto dringender zu machen. Rudolf von Erlach, bernischer Feldherr, befestigte den Muth seiner Leute damit, daß er ihnen versicherte, in sechs Feldschlachten, denen er beygewohnt hätte, sey immer der kleinere Haufe Sieger geblieben. Auch aus den Waldstädten hatten die Berner 900 Mann; mit diesen und wenig andern Hülfsvölkern machten sie 5000 Mann aus; der Feind war bey 30000 Mann stark. Einige Obersten vom feindlichen Heere riethen zum Friedensvergleiche; sie wurden aber vom jugendlichen Adel als kleinmüthig verlacht. Die Schlacht endigte sich glücklich für Bern zu größtem Nachtheil der Feinde **).

Ein

*) 1339.

**) Die Beschreibung dieser Schlacht sehe man in dem helvetischen Almanach vom Jahr 1781.

Ein Zwist mit Unterwalden, dessen Entscheidung Bern den beyden andern Waldstädten überließ, gab Anlaß zur ewigen Verbindung der Berner mit den drey Ländern in Jahr 1353. In diesem Vertrage wird der Ort der Zusammenkünfte in einem Dorf an den Gränzen von Unterwalden festgesetzt, um daselbst entweder durch Deputirte zu rathschlagen oder durch Schiedrichter zu entscheiden. Wenn eine von den Partheyen Hülfsvölker auffodert, so werden dieselben, nachdem sie in einer vorhergegangenen Zusammenkunft bestimmt worden, von der auffordernden Partey besoldet, so bald sie zu Untersens an der Aar, über dem Thunersee anlangen. Im Fall einer Belagerung soll die Stadt Bern alle Unkosten tragen, eben so wie die Waldstädte, so lange sie von höherer Gewalt in ihre Gränzen eingeschränkt bleiben; allein bey Ausfällen in Feindes Land soll jeder Bundesgenoß sich auf eigne Unkosten bewaffnen. — In diesem Bunde werden das Reich, werden die Privilegien jedes Bundesgenossen, wie auch alle vorhergegangene Verträge ausbedungen. — Zürich und Luzern versprechen der Stadt Bern, und diese ebenfalls jener, jedoch nur in beson-

dern

dern Erklärungen, daß sie einander beyspringen wollen, so bald sie von den drey Waldstädten hiezu würden aufgefodert werden. — Seither wurde bis zum Jahr 1481. die Anzahl der Eidgenossen nicht weiter vermehret. Im Verhältniß der nachherigen heißen diese die 8 alten Cantons. Hie und da hatten einige derselben noch besondere Verträge; aus diesen entstunden bald so geheißne zugewandte Orte, bald auch, in spätern Zeiten neue, eidgenößische Cantons.

Nachdem im Jahre 1354. Zürich abermals fruchtlos belagert worden, so wagte sich vom Jahr 1355. bis 1385. Oesterreich nicht mehr gegen die Eidgenoßschaft. Während dieser Zeit wuchs sie zu regelmäßiger Gestalt an. Hieher gehört der Pfaffenbrief vom Jahr 1370. Dieser Vertrag schränkte nicht bloß die Kirchenfreyheiten allein ein, indem er den Geistlichen verbot, mit ihren Gegenparteyen vor bischöfliche Gerichtshöfe zu ziehen; der Vertrag umfaßte überall alles, was wesentlich zur Sicherheit so wol der Personen als der Güter gehöret. Niemand durfte sich seinem natürlichen Richter entziehen. Gegenseitig wurden strafbare Flüchtlinge ausgeliefert. Vermöge dieser Verkommniß

kann

kann noch heut zu Tage jeder Canton seine Verbrecher eben so wol aus der ganzen Eidgenoßschaft, als aus seinem einzelnen Bezirke verbannen. Endlich ward auch zur Sicherheit des Handels und der Straßen durchgängige Gewährleistung errichtet.

Allgemeines Mistrauen veranlaßte gegen das Jahr 1385. ein Bündniß zwischen den Städten in der Pfalz, im Elsaß, in Schwaben. Diesem Bündniß traten die 4 eidgenößische Städte auch bey, ohne daß hierüber ihre Bundesgenossen im geringsten eifersüchtig geworden.

Gegenseitige Eifersucht des Adels und der Städte veranlaßte neue Feindseligkeiten. Luzern gab den Friedensvertrag mit Oesterreich auf, aus Verdruß so wol über den lästigen Zoll bey Rotenburg, als auch wegen des Beystandes, welchen (gegen Zusage,) Herzog Leopold den Feinden der Berner zukommen ließ. Im Jahre 1386 kam es bey Sempach zur Schlacht. Der Herzog war im Begriff diesen Ort zu bestürmen. Die Eidgenossen rückten zum Entsatz an, nicht viel über 1300. Mann stark. Die Oesterreicher stellten sich in einen gevierten Haufen und hielten die Spieße so dicht zusammen, daß sie einer eisernen

gen Mauer glichen. In gespitzter Schlachtordnung rückten gegen sie die Eidgenossen. Vergeblich suchten sie auch nur die vordersten Glieder zu trennen, bis ihnen Anton von Port *) den Rath gab, mit gesammter Macht auf die feindlichen Speere zu schlagen; zu gleicher Zeit umfaßte Arnold von Winkelried aus Unterwalden so viele östreichische Glänen oder Lanzen, als er vermochte und drückte sie mit der Heldenbrust zu Boden. Dadurch entstand eine Lücke in dem feindlichen Kriegesheer; der Herzog ward mit dem Kern seiner Streiter erschlagen. Triumphirend starb Winkelried auf dem Schlachtfelde den Opfertod der Freyheit für seine Brüder.

Im Jahr 1388. that Oesterreich unter andern höhnischen Foderungen an die Glarner auch diese: „sie sollten sich als Leibeigene ergeben und „sich dem Bund der Eidgenossen entziehen.„ So schwach auch die Landsgemeine war, so hatte sie doch den Muth, die Oesterreicher, bey 8000 Mann stark, von sich zu weisen. Bey Näfels hatten die Glarner von dem Fuße des Berges bis an das Ufer der Linth eine Landwehr gebaut; allein

*) aus dem Mailändischen.

allein für diese Verschanzung fehlte genugsame Mannschaft. Kaum erfuhr der Glarner Hauptmann, Matthias von Büelen, die Ankunft des Feindes, so ließ er die gewohnten Sturmzeichen geben; aus der Nachbarschaft bekam er hierauf einigen Zuzug; derselbe belief sich aber mit seinen eigenen Leuten auf nicht mehr als 350 Mann; ein allzu kleiner Haufe, der vom Feinde zerstreuet wurde! Mit dem Rest zog sich von Büelen an die Anhöhe zurück; hier stellte er das Panier auf, um die Flüchtigen wieder zu sammlen; diese schlugen sich zu zwanzig, dreyßig durch den Feind durch; hierauf stellten sich auch die Oesterreicher wieder in Ordnung; man stritt über fünf Stunden, bis endlich von immerwährendem Steinhagel die Streitrosse in Wuth und Schrecken geriethen, und das Fußvolk ebenfalls in Unordnung brachten. Während des Gefechtes zogen die Glarner nach und nach einige Gehülfen zu, unter andern dreyßig Schweizer; der Feind hielt sie für Vortrab von größern Haufen, zog sich zurück und überließ den Glarnern das Schlachtfeld. Zum Andenken wird alljährlich ein Feyertag gehalten.

Oesterreich machte, auf Antrieb einiger Reichsstädte, einen Waffenstillstand auf sieben Jahre; nachher ward er wiederholt und endlich auf funfzig Jahre verlängert.

Gerührt von den Unbequemlichkeiten allzu leichter Waffenergreifung uud von den Unordnungen, welche die Beute selber nachzog, errichteten itzt die Cantons im Jahre 1393. den Sempacher Vertrag. Vermittelst desselben wollte man hindern, daß niemand, bloß auf eigenen Antrieb, ohne eidgenössische Einwilligung, zu feindseliger Thätlichkeit schreite; man errichtete eine militärische Unterordnung und begegnete jedem Unfug bey Beuten. Wie sehr auch dieser Vertrag Menschheit und Religiosität athme, hievon zeugen folgende Puncte: „Kein Eidgenosse, „heißts unter andern, soll einige Kirchen, Klöster, „Klausen, Kapellen heimlich oder öffentlich beschädigen, es würden denn in denselben Feinde „betreten, jedoch ohne Schaden der Kirchen. Es „soll kein Eidgenoß eine Frauensperson verletzen „oder mißhandeln, es sey denn, daß sie sich wehre „oder durch Verrätherey und Wahrzeichen schade.„

Bisher hatten die Eidgenossen ihre Siege vornehmlich der Lage der Oerter, der verächtlichen Begegnung von ihren Feinden, der leichten Rüstung und den schweren Hellebarten zu danken. Diesen Bergleuten fehlte es an Reuterey, die fähig gewesen wäre, gegen die Oesterreicher zu stehen. Aus Nothwendigkeit stritten sie zu Fuß, mit Bogen, Spießen, Hellebarten, Morgensternen, schweren Säbeln, in großen Bataillons, tiefen und gedrungenen Reyhen; aus Mangel an Panzer schnürten sie zuweilen Bengel und Kaulen mit Seilen fest um den Leib; die Gens d'armes konnten in die eidgenößischen Colonnen schwerlich eindringen; auch lernten von den Eidgenossen die Fürsten den Vorzug des Fußvolks vor den Reisigen. (Robertson's Geschichte Karls V. Th. I. S. 148.)

Anfangs mit Behauptung eigener Freyheit beschäftigt, sahen sich nun die Eidgenossen zu Eroberung von Herrschaften genöthigt, wodurch sich seither ihre Macht im Felde vermehrte. Schon lange hatte Bern einen Beystand von den Twingherren, die ihre Mitbürger waren. Luzern hatte Enttibuch, Rotenburg, Sempach, Meienburg zu Dienste. Schweiz hatte sich als Schirmherr

von Einsiedeln huldigen lassen. Glarus kaufte sich von den Rechten los, welche die Aebtißinn zu Seckingen auf diesen Canton ansprach und nachher an Oesterreich abtrat. Mit der Abtey Murbach wurde, wegen ihrer Rechte auf die Stadt Luzern von dieser ein Austausch getroffen. Zürich machte sich durch Kaufe ein kleines Gebiet, wiewol sehr zerstreut. Kyburg besaß diese Stadt als österreichische Pfandschaft. Ury hatte Rechte auf das Thal Livinen; zweymal zog dieser Canton über wilde Gebirge und bemächtigte sich der Stadt Domo; er kaufte sich einen neuen Zankapfel an Bellinzona.

Bald nach dem Anfange des XVten Jahrhunderts erhoben sich die Appenzeller Unruhen. Die Bedrückungen, welche die Appenzeller von Abt Conrad von St. Gallen erlitten, erweckten bey diesen den Wunsch nach ähnlicher Freyheit, wie diejenigen, deren die Cantons genossen. Es schmerzte diese Klosterunterthanen empfindlich, daß ihnen verboten war, ihr unseliges Geburtsland zu verlassen, — verboten war, sich mit fremden Weibern, ja nicht einmal mit den Töchtern von St. Gallen, ihren Nachbarinnen, zu verheirathen. Die Strenge, mit welcher von ihnen das

Todesgeld erpreßt wurde, die Oeffnung des Grabes eines Leibeigenen, die Ausziehung der Lumpen, womit dieser Armselige im Sarg umhüllt war, und andre solche Mishandlungen empörten die Appenzeller. Im Jahre 1404. vereinigten sie sich mit den Einwohnern von St. Gallen gegen den Abt, der von Oesterreich unterstützt war; sie erhielten verschiedene Siege und durchstreiften mit Wuth einen Theil des Algaus, den Bregenzerwald, das Thurgau und Rheinthal. Einmal gelang es einem Haufen Appenzellerinnen, daß sie, in weiße Hemder gehüllt, einen Trupp Oesterreicher mit Schrecken erfüllten und jagten. Kaiser Rupert machte endlich im Jahre 1408. diesem Krieg, dessen beyde Theile müde waren, ein Ende. Großentheils befreyten sich die Appenzeller von der äbbtischen Herrschaft; die obere Mark, deren sie sich bemächtiget hatten, schenkten sie dem Canton Schweiz wegen seiner geleisteten Dienste. Unmittelbar nahmen sich die übrigen Cantons des ganzen Handels nichts an, es sey nun aus Achtung gegen den Friedensvergleich oder weil die Schaubühne des Krieges nicht in ihren Umkreis gehörte.

Je länger je mehr ward Oesterreichs Macht auf helvetischem Boden entkräftet. In der Kirchenversammlung zu Costnitz ward Papst Johann XXIII. entsetzt. Der österreichische Herzog Friedrich IV. nahm ihn in Schutz; hierüber gerieth er in Acht und Bann. Gegen ihn boten so wol die Kirchenversammlung als der Kaiser die Eidgenossen zum Krieg auf. Umsonst, daß diese ihren funfzigjährigen Waffenstillstand vorwendeten; nicht nur ward bey Acht und Bann die Auffoderung wiederholt, auch ward der Stadt Zürich von Kaiser Siegmund verheißen, sie soll die Eroberungen als Reichslehen behalten. Endlich traf dieser Canton mit Luzern, Schweiz, Unterwalden, Zug und Glarus die Abrede zu gemeinschaftlichen Beuten; Bern hingegen wollte mit Solothurn und Freyburg den Herzog besonders bekriegen. Auch gelang letztern in wenig Tagen die Eroberung des Argau. Zürich aber und seine Bundesgenossen entzogen dem Herzog die Grafschaft Baden nebst den freyen Aemtern. Bey nachheriger Aussöhnung des Herzogs mit dem Kaiser ward ausdrücklich die Rückgabe in die Willkühr der Eidgenossen gesetzt. Seither wurden die freyen Aemter und Baden gemeinsa-

me Herrschaften; ein beträchtlicher Theil der erstern fiel gleichwol eigenthümlich an Zürich; ein andrer Theil blieb den Luzernern, nämlich Sursee und Meienberg.

Kaiser Siegmund nahm Kyburg zu Handen des Reiches, übergab es aber im Jahre 1424. den Zürchern für eine vorgestreckte Geldsumme.

Beym Absterben des letzten Grafen von Toggenburg entstand wegen seiner Verlassenschaft ein einheimischer Krieg zwischen den beyden Cantons Zürich und Schweiz. Letzterer Canton suchte einen eidgenößischen Rechtsspruch. Die Form eines solchen besteht darinn, daß, nach fruchtlos versuchter Minne die streitigen Parteyen Schiedsrichter aus ihrem Mittel erwählen. Wenn diese in gleiche Meynungen zerfallen, so wählen sie aus irgend einem der unparteyischen Cantons einen Obmann oder einzelnen, unumschränkten Schiedsrichter; zu keinem neuen Ausspruch ist dieser berechtigt, sondern nur zur Gutheißung des einen oder des andern von den schon geschehenen Gutachten. Zürich wollte es nicht auf den Rechtsspruch ankommen lassen, aus Unwillen hierüber schlugen sich die übrigen Cantons auf Seite der schweizerschen Gegenpartey. Der Krieg dauerte vom J. 1436.

bis 1440. Damals sahen sich die Zürcher zu sehr harten Friedensbedingnissen genöthigt. Zu Wiedererlangung des Ansehens errichteten sie nunmehr im Jahre 1442 ein Schutzbündniß mit Kaiser Friedrich aus dem österreichischen Hause. Nicht nur wollten sie dem Kaiser einen Theil der Grafschaft Kyburg freywillig abtreten, sondern ihm auch zur Wiedereroberung des Argau, der Grafschaft Baden und der freyen Aemter Beyhülfe leisten. Diesen Vertrag erklärten die Eidgenossen als Entkräftung der eidgenößischen Bünde. Der einheimische Krieg entflammte von neuem. Auch auswärtige Staaten suchten sich ins Mittel zu legen. Fruchtlos zerschlug sich eine feyerliche, zahlreiche Tagleistung zu Baden. In Zürch herrschte itzt nicht der Rath, sondern der Pöbel. Eigenmächtig riß dieser von dem Rathhause die Räthe herunter, welche zum Frieden geneigt waren; einige derselben wurden in Ketten gelegt und bald hernach mit dem Schwerdt hingerichtet. Diesen Tumult hatten, nach Tschudi, die Oesterreicher erweckt, damit die friedliebenden unter den Räthen möchten aus dem Weg geräumt werden. Von den Oesterreichern bekamen die Zürcher zwar beträchtliche, aber gleichwol nicht

hinreichende Hülfe. Die Eidgenossen zogen ins Feld und eroberten Greifensee. Acht Männer waren im Schloß umgekommen; zehn wurden begnadigt, theils wegen grauen Alters, theils wegen noch unreifer Jugend; den übrigen wurde, in Gegenwart des ganzen feindlichen Haufens, einem nach dem andern das Haupt abgeschlagen. Wildhans von Landenberg war der erste, welcher seinen Kopf hergab; auf ihn folgten sechzig andere; nicht nur heldenmäßig starb Landenberg, auch bat er für seine Gesellen: „Wenn diese, „sprach er, anders gehandelt hätten, alsdenn „hätten sie eher die Hinrichtung verdient, als nun„mehr, da sie Ehre und Eyd gegen ihr Vaterland „beobachtet hatten„ Der zürchersche Malleolus, ein Zeitgenosse dieser blutigen Scenen, erzählt in dem Geist seines Jahrhunderts: An dem Orte, wo die abgehauene Köpfe herunter gefallen, habe man zeither immer davon die Merkmale und überall in der umliegenden Gegend außerordentliche Erscheinungen gesehen.

Nunmehr ward die Hauptstadt Zürich selber von den Eidgenossen zehn Wochen lang belagert.

Basel stand damals mit Bern und Solothurn in Bündniß. Die Bürger daselbst wurden daher

mit

mit in das Interesse der Eidgenossen hineingezogen; der Adel hingegen hielt es mit Siegmund von Oesterreich. Dieser rief den Dauphin, nachherigen König Ludwig XI. um Hülfe an. Die Eidgenossen schickten den Baslern 1600 Mann zum Beystand; bevor diese anlangten, waren 40000 Franzosen schon da. Die Basler sandten Boten an die 1600 Eidgenossen, sie sollten sich zurück ziehen; der Feind sey allzu furchtbar. Die Befehlshaber hätten guten Rath angenommen, allein der Söldner war streitdurstig; damit er desto eher an dem Feind wäre, gieng er durchs Wasser. Hier geschah die Schlacht bey St. Jacob. Der Dauphin soll gegen die Eidgenossen 8000 Mann eingebüßt haben; ungeachtet des Sieges verlor er alle Lust zu weiterm Streite; die 1600 Eidgenossen kämpften zehn Stunden lang, bis sie sämmtlich, nur 16 Mann aufgenommen, von der Uebermacht aufgerieben worden.

Von dieser Zeit an waren die Zürcher etwas glücklicher gegen die Eidgenossen, ohne darum sie ganz vertreiben zu können. Allmählich giengen die vornehmsten Anstifter des Krieges mit Tode ab, und so neigten sich die Gemüther von beyden Seiten zum Frieden. Laut des schiedrichterlichen

Aus-

Ausspruches wurden den Cantons Schweiz und Glarus die schon anfangs gemachten Eroberungen bestätigt, der Bund der Zürcher aber mit Oesterreich als ungültig erklärt. Das Argau, Baden und die freyen Aemter blieben unter eidgenößischer Regierung; Kyburg ward um eine Geldsumme von Oesterreich dem Canton Zürch ganz überlassen. Noch im Jahre 1474. ward zwischen Oesterreich und zwischen den Eidgenossen eine Richtung getroffen, „daß beyde Parteyen bey ihren Besitzungen bleiben, nun und hernach, unangesprochen und unbekümmert.„ Eben dieses ward in der Erbvereinigung vom Jahr 1477. und 1511. bestätigt.

Der Zankapfel des einheimischen Krieges, die Verlassenschaft des Grafen von Toggenburg, ward weder dem Canton Zürich noch dem Canton Schweiz zur Beute. Lieber ward sie den Edeln von Raron, entfernten Verwandten des verstorbenen Grafen, überlassen, und diese überließen die Grafschaft käuflich dem Abbt von St. Gallen. Indessen hatte der Krieg, der erst im Jahre 1445. beygelegt worden, herrschende Neigung zu ungebundenem Leben erzeuget. Nur der geringsten Beleidigung bedurft' es, die Cantons in Harnisch

zu

zu bringen; auch ergriffen sie gerne die Waffen, selber fremde Beleidigungen zu rächen. So z. B. fanden die Gradler von Grätz an Zürich Beschützung gegen Siegmund von Oesterreich. Wiewol dieser mit Mühe sich dem Bannstral Pius II. entzog, bemächtigten sich nichts desto weniger die Cantons im Jahre 1460. seiner Landgrafschaft Thurgau. Zuletzt hatten sie die Kühnheit, den Zorn des furchtbaren Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, zu reizen; sie verbanden sich mit dem österreichischen Siegmund, um diesem das Sundgau und Brisgau wieder herzustellen, welches er Karln verpfändet hatte. Die Härte dieses letztern gegen die verpfändeten Länder bewog Siegmunden, daß er sie um Geld zurücklösen wollte; Karl hingegen hätte lieber die Herrschaften behalten. Siegmund bedurfte der Hülfe der Cantons; er versöhnte sich mit denselben und errichtete im Jahr 1474 mit ihnen die Erbvereinigung. Dieser Vertrag enthielt von Siegmunds Seite die förmliche Ueberlassung aller vormals dem Hause Oesterreich abgenommenen Länder; ferner gegenseitige Friedensverheißung und Gewährleistung beyderseitiger Staaten; nach Gutbefinden der Parteyen die Anerkennung des Bi-

schoß oder der Stadt Basel als Mittler und Schiedsrichter, nebst der Verpflichtung, die Widerspenstigen mit Gewalt zur Annahme des schiedsrichterlichen Ausspruches zu zwingen. Auf jeden Nothfall versprachen sich beyde Parteyen ihre Hülfsvölker, auf Unkosten des auffodernden Theiles. Zu Gunsten der Gränzsicherheit wurden den Eidgenossen die österreichischen Waldstädte offen gelassen. So günstig für die Eidgenossen dieser Vertrag war, so gewann dabey Siegmund nicht weniger, indem ihm jene Karln von Burgund vom Halse nahmen. Die Brisacher bemeisterten sich des burgundischen Landvogts Hagenbachs; in Besitz der eidgenößischen Gesandten ward er zum Tode verurtheilt. Als die Gesandte im Jahre 1474. zum Gerichte des gefangenen Landvogts in Brisach eintritten, wurden sie diesem von dem Kerkermeister also beschrieben: „Ich kenne sie „nicht; sind aber alte, große und starke Lüt, „grau und schlecht bekleidet, und reiten auf München.„ Bulling. IX. 10. Mit bewaffneter Heeresmacht wollte Karl den Tod seines Landvogtes rächen; die Eidgenossen schlugen ihn zum drittenmal, bey Granson, bey Murten, bey Nancy; am letztern Orte verlor er im Jahr 1477. auf der Wall-

Wollstatt das Leben. Auf diese Weise hatten es Oesterreich und Frankreich dem kleinen Volke der Eidgenossen zu danken, daß sie von dem furchtbarsten Nebenbuhler befreyt wurden. In diesem Kriege standen Freyburg und Solothurn mit allen Kräften zu den Cantons und wurden itzt in die eidgenoßische Verbindung mit aufgenommen. Hiezu trug der Eremit Niclaus von der Flüe das meiste bey. Als die städtische Cantons sich einseitig mit Freyburg und Solothurn verbanden und die democratischen Länder von einer solchen Verbindung nichts hören wollten, trat der heilige Mann aus seiner Wildniß hervor unter die entzweyten, eidgenößischen Väter in Stanz; bey seiner Ankunft stehen sie alle von ihren Stühlen auf; er aber redete sie mit entblößtem Haupte also an: „Liebe Herren, ich komme aus meiner Einöde, „und weis nichts von menschlicher Weisheit; „aber Gott hat mich unterrichtet. — Lasset „(sprach er zu den Städten,) das Burgrecht fahren, welches nur Unrath gebähren kann. Ihr „aber (und wandte sich an die democratischen Cantons,) seyd erwiesener Wohlthaten eingedenk; „nehmt Freyburg und Solothurn gern zu Eidgenossen auf. Es kömmt eine Zeit, wo Ihr Euch

„der

„der Befolgung meines Rathes getrösten werdet.
„Dann hab ich mit Bedauren vernommen, daß
„Ihr, anstatt Gott für eure Siege zu danken, be=
„ständig über ihre Ausbeute streitet. Lieber! thei=
„let in Zukunft herrschaftliche Eroberungen nach
„den Orten, und die bewegliche Beute nach der
„Mannschaft. -- — Und Ihr alle endlich,
„vereinigt eure vorigen, absönderlichen Bünd=
„nisse in ein allgemeines Band der Liebe, der
„Treu und guten Ordnung — Nichts mehrers.
„Der Herr sey mit Euch!„ Aber dieses wenige
erhielt einen allgemeinen Beyfall und Dank. „Und
„Gott gab Gnad, sagt Tschudi,„ zu den Wor=
„ten des heiligen Einsiedlers, daß, so schlimm
„auch die Sache vormittags gesyn was, in einer
„Stund alles verricht und gut wurde.„

Auf Antrieb des helvetischen Schutzengels
gelobten sich die Eidgenossen in der Stanzer Ver=
kommniß vom Jahre 1481. gegenseitige Gewähr=
leistung ihrer Verfassung; sie beziehen sich auf den
Pfaffenbrief vom Jahr 1370. und auf die Kriegs=
polizey von Jahr 1393. zugleich wurden die neu=
ern Cantons verpflichtet, ohne Einwilligung der
ältern, in keinen Krieg oder in kein Bündniß zu
treten, die Cantons als Schiedsrichter anzuerken=

nen

nen und in den Zwisten derselben die Neutralität zu beobachten.

Der Triumph über Karln von Burgund war mit Beute und mit heroischem Nachruhm begleitet. Die Eroberungen wurden dem schlauen König Ludwig XI. überlassen. Nach de Comines B. V. 2. VI. 4. bezalte er dafür den Eidgenossen in einem Zeitraum von sieben Jahren eine Million Goldgulden. Unter seinen Geschenken waren auch die ersten seidenen Kleider. Auch legte er den Grund zu jener Verbindung, die hernach unter Franz I. im Jahre 1516. den ewigen Frieden erzeugte. Seitdem Ludwig XI. von den eidgenößischen Waffen so großen Vortheil gezogen, bemühten sich die Fürsten, durch reiche Gehalte die Freundschaft und die Truppen der Eidgenossen an sich zu kaufen. Ungemein ward dadurch der Nationalcharakter verschlimmert.

Noch immer blieben die Cantons Stände des deutschen Kaisers. Eine Reichskammer ward aufgerichtet, welche in den Streithändeln zwischen den unmittelbaren Reichsfreyen und zwischen den freyen Reichsstädten Recht sprechen sollte. Dieser Kammer wollten die Eidgenossen sich nicht unterwerfen. Kaiser Maximilian nahm daher den

Vorwand, sie durch die schwäbische Conföderation zu bekriegen. Seine Bestrebungen dienten bloß dazu, die helvetische Tapferkeit in neuem Glanze zu zeigen. Im Jahr 1499. sah man die Ufer des Rheines von Basel bis in Rhätien mit Blute gefärbt. Nach diesem Krieg trugen die zehn Cantons keinen wesentlichern Vortheil davon als die Erlangung des Criminalrechtes, (des Landgerichtes) in Thurgau, da sieben von den alten Cantons schon seit dem Jahre 1460. daselbst die Territorial- und Civilrechte besaßen. -- Wegen geleisteter Dienste ward nunmehr im Jahr 1501. auch den Städten Basel und Schafhausen der Zutritt in die eidgenößische Verbindung gegeben.

Itzt für einmal von allen Feinden gesichert, widerstanden die Cantons der Kriegessucht wenig; an kriegerisches Leben gewöhnet, borgten sie ihre Waffen jedem meistbietenden Fürsten. Im Jahr 1499. nahm Ludwig XII. mit ihrer Beyhülfe dem Herzog Ludwig Sforza Mailand weg; hernach setzten sie den jungen Maximilian Sforza wieder in den Besitz des väterlichen Erblands; hiebey betrugen sie sich nicht als Gedungene, sondern als Herren. Im Unwillen gegen Ludwig

XII.

XII. bemächtigten sich die Eidgenossen und die Graubündner, jene der vier Vogteyen Lauis, Luggarus, Mendris und Maynthal — diese der Grafschaften Worms, Chiavenna und Veltlin. Schon vorher im Jahre 1500. hatten sich Palenza, Riviera und Bellinzona den drey Cantons Ury, Schwytz und Unterwalden ergeben.

Misbrauch der Waffen, Verschwendung des Bürgerblutes und Gefahr von innern Unruhen schienen allmählich die Kriegssucht zu dämpfen.

Im Jahr 1513. ward Appenzell als der letzte Ort in die eidgenößische Verbindung mit aufgenommen. Die Verträge des letztern Cantons sind gleich den Verträgen vom Jahr 1481. mit Freyburg und Solothurn.

Vermög des ewigen Friedens mit Frankreich vom Jahr 1516. bewilligten die Eidgenossen dem König zur Beschützung des Reiches 6000 Reuter u. 16000 Fußgänger. Der König hingegen versprach ihnen bey jedem feindseligen Angriff jedes Vierteljahr 25000 Kronen, auch über dieß auf seine Unko-

sten einen Beystand von 200 Lanzen und 12 Stücken groben Geschützes; jedem Canton bezahlte er jährlich 3000 Franken Pension; auch bewilligte er ihnen den Salz- und Getraydkauf in seinem Reich. Bey diesem Bündniß behielten sich die Eidgenossen das teutsche Reich, Oesterreich und Burgund vor. Thuan. VI. Sleidan. III.

II.

Haushaltungsgeschichte der Frau von Zürich und ihrer dreyzehn Töchter.

Sie verlangen, Mamsel, einen Entwurf der zürcherschen Staatsgeschichte; aus Besorgniß Ihnen damit Langweile zu verursachen, sende ich Ihnen lieber folgendes Romänchen:

Fräulein von Zürich hatte zwey ältere Geschwister, einen Bruder im Stifte, und eine Schwester in der Abtey. Nicht nur von diesen, auch von dem Vormünder, einem teutschen Baronen, ward das Fräulein als Magd im Hause mißhandelt. Frühzeitig wards mit einem Verwandten des Vormünders verehlicht *). Da dieser das Erbgut der Gat-

*) Der Rath der Edeln im Jahr 1111.

Gattinn übel besorgte, stieß sie ihn von sich und vermählte sich mit Einwilligung so wol der Geschwister als des teutschen Baronen mit Ritter Braun, dem jüngern Bruder des verstorbnen Gemahls *). In dieser Ehe wurden ihr dreyzehn Töchter gebohren. Seither sah man die Mutter nicht mehr, es sey, daß sie bey der Entbindung gestorben, oder daß sie von dem Gemahl auf die Seite geschafft worden. Wenigstens zeigt man eine testamentliche Urkunde, vermög welcher der Vater ohne Genehmigung der dreyzehn Töchter nichts wichtiges in der Hausordnung abzuändern befugt ist. Auch erhielten die Mädchens Fug und Macht, alljährlich nach Belieben jede ihren eignen Sachwalter zu wählen. Nicht ohne Einschränkung erlaubten diese Sachwalter den Gehilfen Herrn Brauns an der Handelsraggion Antheil **). Wie wohl ausgedacht diese Vorsichtigkeit gewesen, zeigte sich gar bald, als der Handelsdirector, Herr Schöno, im geheimen Tête-à-tête mit einer Courtisane ertappt ward. Voll Eifersucht jagten ihn die dreyzehn Töchter von sich ***).

Ruhe

*) Einführung der XIII. Zünfte vom Jahr 1336.

**) Im Jahr 1373.

***) Im Jahr 1394.

Ruhe und Ordnung wurden mehr oder weniger erhalten, bis das Hauptbuch Herrn Waldmann anvertrauet wurde. Durch allzugebieterisches Ansuchen erweckte dieser sonst vortreffliche Handelsaufseher die Mißgunst, so wol von Seiten benachbarter Häuser, als auch von Seiten der untergeordneten Handelsbedienten. Zum Theil mit Grund, zum Theil ohne Grund ward er aus dem Wege geräumet. So eigenmächtig wurden indessen hierauf die Comtoirgeschäfte verwaltet, daß die Töchter sich gezwungen sahn, die ungebundenen Verweser von sich zu jagen. Seither wurden nach alter, von Zeit zu Zeit nur wenig abgeänderter Einrichtung die Handelsangelegenheiten unter die Handelsbedienten und unter die Sachwalter vertheilet *).

Aller Vorkehr ungeachtet, gerieth das Hauswesen von neuem in äußerste Verwirrung. Die Aufseher glaubten, daß nothwendig Verwirrung entstehe, wofern nicht die Hausgenossen genau eingeschränkt und wenigstens das eine Aug und die eine Hand derselben einigermaßen unbrauchbar gemacht würden. Ein Unglück war es, daß jeder der Handelsaufseher das Ansehn, welches eigent-

*) Im Jahr 1489. 1498. und 1653.

lich nur collegialiter der ganzen Handelsgesellschaft zukam, nach und nach sich einseitig und besonders anmaßen wollte. Hie und da waren abgelebte Commis und Sachwalter, die seit langem das vixi nuper puellis idoneus hätten anstimmen sollen, und welche gleichwol noch mit schwankendem Knie mit den Fräuleins herumtanzen wollten. Dadurch wurden diese bis zum Ekel geärgert. Freylich fanden sich auch genung milchhaarigte Enkel und Neffen jener Graubärte, allein mit den jungen Laffen war den Mädchen nicht besser gedienet. Frauenzimmer sind zaghaft und blöde; sie sahen sich genöthigt, sehr oft solche Sachwalter zu wählen, die mehr den Vortheil der Handelsaufseher als den Vortheil der Mündeltöchter besorgten, wofern sie nicht Gefahr laufen wollten, Tafel und Nadelgeld einschränken zu müssen. Eben so schwach und zärtlich als schüchtern sind auch die Schönen. Verliebt in die stattliche Figur der Sachwalter und in das gezierte Wesen der Handelsbedienten, solls bisweilen geschehen seyn, daß von denselben die eine oder die andre von den dreyzehn Töchtern zu Fall gebracht worden. Gleichviel, ehlich anerkannt, oder unehlich erklärt, hoffte die junge Brut von den Vätern zu allerley Aemtgens, zum

Dienst

Dienst der Budenjungens, Lichtputzer, Postläufer gezogen zu werden. Meistens traten sie also vielmehr auf Seite des Comtoirverweser als auf Seite der Demoisellen. Auf solche Art erfuhrens diese, wie sehr mit zunehmenden Runzeln ihr Zauber abnahm. Indem sie sich mit Wehmuth des Frühlings allgewaltige Reize erinnerten, kam zu rechter Zeit, weis man doch nicht, ob aus dem Gefängniß oder dem Grabe, die Mutter der dreyzehn Töchter. Gleich einem Gespenste trat sie zwischen die Mädchen und zwischen die Handelsbedienten. Auch Männer zittern bey der Wuth weiblicher Klauen. Gänzlicher Hausverweisung konnten die Handelsbedienten nicht anders als durch folgenden Vergleich vorbeugen *).

Statt der Commis, die höchstens als Budenjungen zu Auskehrung des Gewölbes taugten, wurde niemand in das Waarenlager oder in die Schreibstube gezogen, der nicht ein reifes Alter von dreyßig Jahren aufweisen konnte; sechs und dreyßig Jahre mußte er haben, bevor ihm der Zugang zum Hauptbuche erlaubt wurde. Damit die Wahl desto unpartheyischer seyn möchte, mußte sie künftig heimlich geschehen.

*) Im Jahr 1713.

Um so viel nothwendiger schienen diese und andre Bedingnisse, da die Haushaltung beynahe unumschränkt den Sachwaltern anvertraut war. Die Mutter nämlich, die einige für verstorben erklären, ist wenigstens lebendig todt, indem sie, wie bey den Griechen das Frauenzimmer überhaupt in ein Gynäceum eingesperrt ist. Und wie sollte sie sich unter die Leute begeben, da sie, seit ihrer Entbindung, an der Zunge gelähmt ist? Höchstens zweymal des Jahres, nach gehaltener Jahrrechnung, zeigt sich die alte Dame in Gala, um von den Comtoirverwesern ein Compliment zu empfangen und dasselbe mit einem Compliment zu erwiedern.

Alles auch, was die dreyzehn Töchter in das Comtoir zu berichten oder von daher zu erfahren befugt sind, darf nicht anders als durch den Mund der Sachwalter geschehen. Jedes Mädchen darf nicht anders als nur abgesondert mit seinem einzelnen Sachwalter allein in Unterhaltungen treten. Ohne Zweifel, daß man dadurch mancherley Unordnung zu steuren geglaubt hat, die alsdenn entsteht, wenn Weiber und Kinder ins Comtoir hinein zu stürmen befugt sind. Die Folgen hievon sah man in der Nachbarschaft, woselbst eine sonst

blühende

blühende Haushaltung wegen Ehestreites beynahe zu Grund gieng. Jedermann weis, daß Madame Geneva eben so schnippisch und arg ist, als geistreich und thätig, daß sie von Zeit zu Zeit aus der Küche oder aus der Kinderstube ins Gewölb hineinstürzt, den Gemahl, so gescheut er seyn mag, in den Geschäften verwirret, den Dintentopf über die Schriften ausleeret, jedes verblichne Papier unterm Schutte hervorkrazt, die neuen Papiere zu Papilloten verzerret, mit dem Federkiel das Gesicht des Gatten besudelt, seine Bedienten entweder selber wegjagt, oder doch denselben so lange mitspielt, bis sie freywillig Abschied begehren. Indessen ists nun einmal nicht anders, und da findt man immer ein Weibchen, welches gerne dem Mann Hut und Hosen wegreißen möchte; aber aus dieser Besorgniß wünscht jeder Hausherr seine Hälfte recht genau unterm Daume zu halten. Gleichwie indessen der Ehevertrag in verschiedenen Häusern verschieden seyn mag, eben so ist auch hie und da das Ansehn des Mannes oder des Weibes oder der Hausgenossen verschieden.

Wenn die Handelsverweser und besonders die Sachwalter der dreyzehn Töchter von Zürch so übel dran nicht sind, wie z. B. der Gemahl der

Mada-

Madame Geneva, so sind sie darum doch weit entfernt, mit den erwachsnen Tochtern als mit blossen Mündelkindern zu spielen. Indem diese Herren mit zierlichem Degenband und schöner Halskrause erscheinen, so vergessen sie nicht, daß sie solche Zierrathen einzig ihren Liebhaberinnen verdanken.

In einer Beylage des neuen Handlungsvertrages *) ward ebenfalls zum Grunde gesetzt, daß man keine Commendite errichte oder irgend einen Handelsgenossen aufnehme, ohne zum voraus hievon den dreyzehn Töchtern Nachricht zu geben.

*) Im Jahr 1713.

Geschichte

III.

Geschichte der zürcherschen Lebensart in den drey letzten Jahrhunderten.

Durch Abschaffung fremder Pensionen und Kriegesdienste, wie überhaupt durch die Glaubensverbesseruug wurden so wol Ueppigkeit überhaupt, als auch besonders galante Ausschweifungen gehindert. Ueberall zeugen die Mandate aus dem sechzehnten Jahrhundert von spanischer Strenge in der Regierung und von apostolischer Einfalt der Sitten. Die Frauenspersonen desto nachdrücklicher vor Verführung zu warnen, ward in den zürcherschen Ehesatzungen vom Jahr 1539. auf sie allein alle Strafe der Unkeuschheit geladen, während daß die Mannspersonen davon befreyt blieben. Laut der Synodalverhandlungen

vom

vom Jahr 1536. ließ das Chorgericht die Pfarrer ersuchen, daß sie die jungen Töchter erinnern, keinem Jungens zu trauen, bevor ein solcher in Gegenwart zween ehrlicher Männer die Ehe verspreche. In einem Mandat vom Jahr 1527. finden wir den Ehbruch mit folgender Strafe bedrohet: „So der Eebruch kuntlich vnd offenbar erfunden „wirt, also das die Eegemächt mit Vrteil der „Gerichtern von einander gescheiden werden vnd „die Frau eebrüchig erfunden würde, söllend die „güter, so sy dann zumal besitzen vnd von der „Frowen harreichend, dem vnschuldigen Mann „syn wyl vnd lebenlang vnd nit lenger, ane min„derung des Hauptguth verfolgen vnd belyben, „vnd nach synen Tod nit der Frowen, sunder jr „nechsten Fründen und Erben werden vnd verfol„gen: Hinwieder so ein Mann am sinen Eewyb „brüchig wurde, soll der unschuldigen Eefrowen „das Vierteil aller Güter, ligender vnd farender, „erfolgen vnd werden, ouch in libtings wyß, vnd „dem mit Widerfall wie hievon des Manns halben „begriffen stat.“

Ungeachtet der strengen Gesetze fehlte es gar nicht an wahrer Anmuth des Lebens. Schmei-

chel-

chelhaft ist das Portrait, welches Montagne *) im Jahr 1580. von jenen Zürcherinnen gemacht hat, die er in den Bädern zu Baden antraf: „Die ge„wöhnliche Frauenzimmertracht, sagt er, scheint „mir eben so gut wie die unsrige zu seyn. Selbst „ihr Kopfputz, der in einer mit Seide oder Pelz„werk ausgeschlagenen Mütze besteht, die hinten „und vorne unterm Halse zugebunden wird, ein „wenig von der Stirne absteht, und unter wel„cher die Haare hinten herunter in Locken zusam„men gelegt sind, kleidet sie sehr schön. Wenn „man ihnen diese Mütze zum Spaß abnimmt, wor„über sie auch eben nicht böse werden, so sieht „man sie in bloßem Kopfe. Die ganz jungen „Mädchen tragen statt dieser Mütze eine Art von „Kranz auf dem Kopfe. Kleiderordnungen haben „sie eben nicht; daher kann man auch hieran nicht „wissen, wes Herkommens oder Stands jemand „sey. Man küßt ihnen beym Gruß die Hand. „Wenn man ihnen nur im Vorbeygehen ein Com„pliment macht, so rühren sie sich nicht, sondern

„stehn

*) s. Montagne Reisen Band I. S. 166 sq. nach der teutschen Uebersetzung, wie auch die satirische Reisebeschreibung durch Helvetien vom Jahr 1658. Seite 41.

„stehn unbeweglich. Wenigstens machen es die „mehresten so. Vermuthlich ist diese Gewohnheit „alt und hat sich deswegen bey ihnen erhalten. „Einige nicken den Kopf, wenn sie danken. Man „findt hier fast lauter schöne Frauenzimmer; sie „sind groß und von einer blendenden Weiße." Indessen sind dieß nur Züge vom Außenschein, von dem innern Charakter selber hat der französische Weltweise wenig Nachricht gegeben. Je kleiner in einem eingeschränkten Freystaat, wie der Zürcherische, der Einfluß des schönen Geschlechtes auf die öffentlichen Angelegenheiten seyn mag, je weniger bey überhäuften, politischen, militarischen, kirchlichen, litterarischen Geschäften die Mannspersonen Muße gewinnen, sich beym weiblichen Putztisch zu säumen, desto weniger werden Geist, Herz und Geschmack der Frauenspersonen Ausbildnng erhalten, desto mehr also schränkt sich alle ihre Aufmerksamkeit auf äußere Verzierung allein ein. In diesem Zeitalter waren die Schriftsteller der Toilette höchst selten und noch wußte man beynahe gar nichts von so vielen Romänchen, Gedichtgen, Schauspielen, wie in den heutigen Zeiten. Was besonders die helvetische Schaubühne betrift, so war sie vielmehr ein Schauplatz für den

Theo-

Theologen und Staatsmann, als für das Mädchen. Statt aller andern darf ich nur der Theaterstücke eines gewissen Jacob Rufs, Wundarztes in Zürich, erwähnen. Von diesem hat man ein Schauspiel, welches den 9. und 10. Junius im Jahr 1550. zu Zürich vor dem ganzen Volke auf öffentlichem Markte aufgeführt worden. Der Inhalt ist die Erschaffung; nicht weniger als 106 Personen faßt das Spiel in sich, deren mehrere höchlich gegen Zeit, Ort und Umstände verstoßen. — Den 12ten April 1575 ward das Gastmahl des Darius nach Anleitung des dritten Buchs Esdras auf dem Münsterhofe in öffentlichem Schauspiel vorgestellt. Den 11. April 1594. ward in der Wasserkirche die Geschichte Susannens von den Studenten gespielet. Ein merkwürdiges Schauspiel aus diesem Zeitalter ist auch Nollhart, unter folgender Aufschrift: „Diß sind „die Prophetien sancti Methodii vnd Nollhar„di, welche von Wort zu Wort nach Inhalt der „Materie vnd Anzeigung der Figuren sind gespilt „worden im 15ten und 16ten Jar, vff der Her„ren Faßnacht von etlichen eehrsamen und geschik„ten Bürgern einer loblichen Statt Basel. Pam„philus Gengenbach. — Gespielt zu Lob dem

„römischen Reich, eyr eytgnoßschaft desselben „glych, daß si deß baß bewahren sich.„ In dem Schauspiel treten Kaiser, Könige, Fürsten, Päpste, Freystaaten auf, denen Rollhart ihr Schicksal vorher sagt.

Galanterie und Belustigungen behielten in Zürich noch immer ein spartanisches, kriegerisches Aussehn. Im Jahre 1537. sagt die friesische Handschrift, jagten die Zürcher in den Sihlwald und fingen zwey Rehe; in dem Stadtgraben schossen sie drey Hirschen; das Wild ward unter die Zünfte getheilt; die Bürger aßen auf öffentlichem Lindenhof mit ihren Weibern; es waren 106 Tische, für jeden Tisch zehn Personen. Im Jahr 1558. speisten an gleichem Orte ebenfalls öffentlich die Söhne und Töchter von Zürich. Dieses geschah mehrmal, ohne Zweifel nicht ohne feyerliches Andenken an jene Heldinnen, die nicht weniger mit Siegeslorbeern als mit Rosen der Liebe die schöne Stirne umkränzten. — Mir ist es, ich sehe sie vor meinem bezauberten Auge, jene Töchter von Zürich, die gewaffnet auf den Lindenhof hinaufzogen und durch ihren Anblick das österreichische Kriegesheer schreckten.

Wen seh ich dort ins Zeughaus eilen,
Bewaffnen sich mit Donnerkeilen,
Mit Flammenpanzer, Schild und Speer?
Gleichts nicht der Seraphinen Heer?
Am Heldenarm mit Zürichs Söhnen!
Sinds Gottes Engel, Zürichs Schönen!
Für sie ists Jugendspiel und Lust,
Wenn auf des Jünglings Panzerbrust
Sie ihr geharnischt Bild erblicken
Und Sträuß' auf ihren Helmen nicken,
Wenn unterm Helm die Locke fliegt,
Der Busen unterm Erz sich schmiegt,
Die Hand, die sonst die Spindel führt,
Der Bogen nun und Speer regiert.
Doch lacht der Mädchen Aug dem Freund,
So schleuderts Blitze nach dem Feind.
Er sieht das Heer geharnschter Schönen,
Hört ihre Jubel schrecklich tönen;
Gleich einem Flammenocean
Schwellt Zürichs Heldenschaar sich an;
Der Amazonen Fahnen wehen,
Nicht länger wagts der Feind zu stehen,
Beschämt bricht er das Lager auf,
Schaut nicht zurück auf seinen Lauf,

Und jeder von den Heldensöhnen
Wählt eine Heldinn sich zur Schönen;
Mit Liebespfeilen wie mit Speer
Siegt nun der Heldenmädchen Heer.

Der Muthwill indeß, den man auf dem Platz dieser Scene bey den Nationalgastmalen mit Tanz und Spiel zu treiben gewohnt war, hatte schon im Jahre 1302, zur Niederreißung einer daselbst stehenden, heiligen Kapelle Anlaß gegeben. Alljährlich zog das ganze Volk hieher, um von einem der geschicktesten Ordensgeistlichen eine historische Lobrede über die Stadt Zürich zu hören; in einem Sekelamtsurbar vom Jahr 1489. werden die Unkosten dieses patriotischen Festes umständlich berechnet. — Eine andre Art öffentlicher Lustbarkeiten waren die häufigen Schützenspiele, zu welchen nahe und ferne Städte einander einluden. Bey den Schützenspielen zu Straßburg im Jahr 1576. befanden sich 54 Zürcher; die zürchersche Schatzkammer bezahlte für selbige 1500 fl. Jedes Gastmal kostete den Mann 10 fl. und man hielt die Zeche sehr hoch. Im Jahr 1600 kam Elisabeth von Hallweil, Hauptmann Eschers Braut, nach Zürich; im Limmatplatz ward sie mit 20 großen Feldstücken auf Rädern begrüßt;

auch zogen ihr 400 Schützen entgegen. Im Jahr 1608. kam Cleophea von Salis, Hans Georg Eschers Braut, her; 120 Pferde waren bey ihrem Einzug. Aehnliche, hochzeitliche Feyerlichkeiten waren nicht selten. In Absicht auf die vormals gewöhnlichen Fastnachtspiele wurde den 16. März 1579. vom Rathe folgende Erkanntniß gemacht: „Verschiedene Fremde und Einheimische, jüngere „und ältere Personen üben die Jahre her, auf die „Fastnacht, Aescher-mitwochen und sonst, Fast-„nacht-auch andre Spiel und Arten auf freyer „und ofentlicher Gasse, worunter einige sehr un-„verschämt und ärgerlich sind und besonders bey „den Unterthanen der Stadt viel Nachredens ge-„macht, als welche glaubten, es sey mit obrig-„keitlicher Einwilligung geschehen, worinn aber „M. GG. HH. wahrhaftig unrecht und zu kurz „beschieht. Damit nun von dergleichen Sachen „gemeiner Stadt nit einmal eine Last auf den „Hals komme, ward verordnet: daß hinfür in „der Stadt von niemand keine Comödien, Fast-„nacht-ald andere Spyl, klein oder große Arden „und Mummereyen gespielt werden, es seyn denn „U. U. GG. HH. verständigt, was Innhalts sol-„che Spyl seyn vnd haben solche auszuführen er-

 „laubt

„laubt u. s. w.„ Im Jahr 1620. wurden auf Antistes Breitingers Einrathen die Hochzeiten an den Sonntagen verboten, weil sich dabey gewöhnlich fremde Spielleute, Krämer, Gaukler u. s. w. einfanden und allerley Muthwill, auch öfters Unglück geschah. Vom Jahr 1629. findt sich eine obrigkeitliche Erkanntniß, kraft welcher die Bürger in der Stadt Hochzeit halten sollten, weil sie auf der Landschaft sich jeden Unfug erlaubten. — Verschiedene Rathserkanntnissen, z. B. vom 4. Christmonat 1639. vom 15. May 1650. vom 5. Jul. 1667. verbieten unbedingt alles Spiel mit Spielkarten *). Von wichtigen Einfluß war ohne Zweifel ein solches Verbot, wofern man mit Pinto annimmt, daß man die Umschaffung des menschlichen Geschlechtes, den nähern Umgang zwischen Mannsleuten und Frauenspersonen, die Verzärtlung des Körpers, überall die Seltenheit starker und erhabener Seelen großentheils dem Spieltische

*) Bereits im Jahre 1330. waren die Spielkarten, und zwar von den Spaniern erfunden worden. Erst seit der Erfindung des Piketes unter dem französischen König Karl VII. wurden sie in guten Gesellschaften eingeführt. Man sehe die Eclairciſſemens sur l'invention des Cartes à jouër par Mr. l' Abbé Rive.

sche zuschreiben müsse. Was für ein Geist oder welche Triebfeder konnten wohl den geselligen Umgang beseelen? Nicht nur die Spielkarten, auch der Tabak waren als schädliche Talismans und Dämons gänzlich verbannet. In einem zürcherschen Mandat vom Jahr 1685. heißt es: „Und „weil unsre die zeither ausgegangne Mandate wider den Verkauf und Gebrauch des Tabaks leider schlechtlich beobachtet worden, als lassen wir „es von neuem bey ihrem Innhalt verbleiben, mit „dem ernstlichen Anhang, daß diejenige, welche „mit Trinken, Schnupfen, Kauen des Tabaks „wider unser Verbot sich übersehn würden, mit „fünf Pfunden Buße belegt werden; diejenigen „aber, welche solche Buße nicht zu bezalen hätten, andern zum Scheu mit Gefangenschaft abgebüßt werden sollen. Und ist des Tabaksverkaufs halben unsre Meinung, daß allen unsern „verbürgerten Tabak-krämern der Verkauf des „Tabaks so wol gegen Bürger als Landleute das „erstemal zwar bey zehn Mark, das andre und „folgende aber bey zwanzig Mark Silber verboten seyn soll.„ Beynahe Wort für Wort wurde dieses Verbot im Jahr 1691. wiederholt und bestätigt. — Damals also kam man entweder

weniger in Gesellschaft zusammen oder man belustigte sich beym Schmause mit zeitkürzendem Gespräch. Auf der Landschaft wenigstens fehlte es gar nicht an lustigem Leben. In einer Satzung vom Jahr 1658 wird geklagt „über die Licht- und „Waydstuben, desgleichen auch über das nächtli- „che Zusammenlaufen, Schlüpfen und Steigen „der jungen Knaben zu den Töchtern und Mäd- „chen in ihre Schlafkammern und Gäden, item „auch in andere Winkel, ja etwa gar zu vnd „in ihre Bether; hiezu kommt noch das Zusam- „menlaufen des jungen Volkes in großer Menge „an den Sonntagen in die Hölzer vnd vff die Al- „menten, daselbsten zu tanzen vnd zu springen „vnd viel andre Unfugen vnd Ungebühren noch „mehr anzurichten; item auch, daß aber das jun- „ge Volk sich ganz und gar nicht scheue an Orten „und Enden mit großer Aergerniß und merklicher „Veranlassung zur Leichtfertigkeit unter einander „zu baden„. Daß gleiche Lebensart auch in dem Berner Canton geherrscht haben, hievon zeugt die Reisebeschreibung des Landvogt Graviset durch Heutelien im Jahr 1658. Dieser Verfasser läßt S. 85. den Muftus sagen: „Wir andern Mufti „verbieten an den heiligen Tagen unsern Bauren

„das

„das Trinken und Tanzen nicht, sondern wir er„lauben solches öffentlich in den Dörfern, wel„ches nicht so gefährlich und argwöhnisch ist als „die Waldtänze, wo die Baurenmägdlin oft ihre „Kränzlin in den Stauden verlieren.„

So eifersüchtig die zürcherschen Gesetze auf jede Ausschweifung in der Lebensart waren, eben so eifersüchtig waren sie auf neumodische, kostbare Kleidung. Wie groß der Haß gegen die Perücken gewesen und wie profan man das Tragen derselben angesehen habe, hievon zeugt ein zürcherisches Mandat vom Jahr 1693. „Die Expectanten, Studenten und andre Geistliche sollen „sich enthalten alles tragens der Perücken und „falscher Haare. Die Uebertreter sollen nicht „allein mit fünf und zwanzig Pfunden Geldbuße „belegt werden, sondern so lang sie hierinn unge„horsam verbleiben, ihrer Diensten still gestellt, „auch der Fürschlägen und aller Beförderungen „unfähig seyn; es wäre denn, daß einer aus er„heblichen Ursachen genöthigt würde; auf wel„chen Fall wir selbigen erlauben, von deswegen „vor unsern Verordneten zur Reformation sich „anzumelden u s w.„ In dem Mandate vom Jahr 1697. werden bey fünf Pfunden verboten

die seidenen Kleider an Weibspersonen und Töchtern, außer an Hochzeiten, bey Kindertaufen und andern Ehrenanlässen. „Item soll man sich ent„halten der Tuchkleider, außer schwarz und roth; „der Kappen (Hauben, Mützen,) von Zobeln oder „andern kostbaren Gebrämen über die Gassen; „aller Ohrgehänge u. s. w. item aller langen Brü„ste (Schnürleiber) und neuaufgekommener schäd„licher und verderblicher Eisen, und daß die Län„ge der Brüste (Schnürleiber,) je nach Beschaf„fenheit der Personen, keine aber über drey Vier„ling seyn soll. Wir wollen auch verboten haben „an allen Manns- und Weibspersonen, auch Kin„dern das Tragen in der Stadt aller Manchettes.„ Im Jahr 1696. ward erkannt, daß Frauen und Töchter bey Hochzeiten dicke Kragen, d. i. sehr weite, runde, steife Halskrausen von Leinwand tragen sollen. Vielleicht daß diese kostbaren Kragen zu Bollwerk gedient haben gegen den Angriff allzuverwegner Buhlen. — In dem Mandat vom Jahr 1699. heißt es: „Und weilen das Tra„gen der Perücken, desgleichen des Silbers und „Vergüldten an verschiedenen Orten gemeinig„lich aufkommen will, als ist unser Befehl, daß „die Mannspersonen keine silberne Schuhschnal„len,

„len, auch keine mit Silber beschlagene Kannen, „(Rohrstöcke) noch anders von Gold oder Silber „tragen sollen, bey fünf und zwanzig Pfanden „Buße; ausgenommen die silbernen Degen an „den Hauptleuten und die glatt silberne Knöpfe „in Bescheidenheit. Dergleichen daß die Weiber „und Töchter sich enthalten sollen des Tragens „der ganz oder halb seidenen Kleider, Ermeln „oder Brüsten, den Taften ald seidenen oder halb= „seidenen Fürgürtlin (Schürzen.)„ Noch in dem Mandate vom Jahr 1707. wird das Trinken des Thees, Caffees, Chokolate bey den Gastereyen und auch auf Zünften verboten; noch eben so im Jahr 1722. In dem Mandate von diesem Jahr ward auch für Hals und Busen des schönen Ge= schlechtes eifersüchtige Vorsorge getragen; „es „wurden nämlich die neuaufgekommenen weiten „Göller und ofene Hemder um den Hals verbo= „ten; und wollen dagegen, (heißt es) daß die „Frauen und Töchter nicht allein die Hemder „oben mit einem Brysli und Häftli, sondern „auch die Göller beschlossen, in und außer dem „Haus tragen, mithin sich müßigen sollen der „neu aufgekommenen Leibstücken, bey fünfzig „Pfunden Buße.„ Noch in dem Mandate vom

Jahre

Jahre 1727. wird den Zürcherinnen das Tragen aller und jeder Ohrgehänge, wie auch der Taschenuhren von Gold oder Silber verboten. Den geistlichen Töchtern und Weibspersonen werden alle seidenen Kleider ganz untersagt. Bey Ehrenanlässen, als Hochzeiten, Kindertaufen u. s. w. werden dem Frauenzimmer Haarbänder und Hüte, mit einem bescheidnen schwarzen Bande bewilligt. So gefährlich schien noch immer die Entblößung des weiblichen Nackens und Halses, daß gegen dieselbe in dem Mandat vom Jahr 1734. folgende Verordnung gemacht ward: „daß die Weibspersonen und Töchtern sich enthalten der weiten „Göllern und unverschämten Entblößung um den „Hals; widrigenfalls soll eine solche ohne Ansehn der Person das erstemal vor unsre Verordnete zur Aufsicht citirt, vor selbiger sich, ohne „ihre Verantwortung durch Verwandte oder Mägde anzunehmen, persönlich stellen, wofern sie „aber solchem Verbot weiter zuwieder thäten, selbige so dann vor unsere verordnete Eherichter „gewiesen und von selbigen um solch ärgerliche „Leichtfertigkeit mit höherer Strafe gebüßt werden sollen.„ In gleichem Mandate sind den Mannspersonen die güldenen Taschenuhren, dem

Frauen=

Frauenzimmer die silbernen so wol als die gülde-nen, und zwar bey Confiscation und einer Buße von 100 Thlr. verboten, besonders auch das ungebührliche Krausen der Haare der Weibspersonen; wie nicht weniger die seit etwas Zeit neuaufgekommene Reifröcke. Durch das Mandat vom Jahr 1755. ward eine große Veränderung in der weiblichen Kirchenkleidung bewerkstelligt. Vorher bestand der kirchliche Kopfputz aus aufgethürmten, viereckigten Hauben von Leinwand oder Batiste; nun aber wurde das Frauenzimmer von dieser Bürde und von den schweren, schwarzen Tuchpanzern befreyt, jedoch nur unter folgender Einschränkung, „daß sie, statt denselben in alle „Kirchen- und Predigtstunden schwarze, glatbu-„ratne, gebundene Robben und Schürzen tragen. „Was den Kopfschmuck belangt, soll derselbe so „wol als die Halstücher schwarz und ganz glatt „ohne Spitzen und Franzen seyn, auch aus nichts „anderm als aus Flor oder Taft bestehn; da hin-„gegen das Tragen der Mantillen, ofenen, flie-„genden Kleider, Ohrgehängen, wie nicht weni-„ger das Pudern und Krausen der Haare bey 30 „Pfunden gänzlich verboten gewesen.„ Noch in gleichem Mandate wurden den Manns- und Frauensper-

enspersonen maßiv-güldne Taschenuhren und Tabatieren verboten.

Eben so wie die zürcherschen Damen in Absicht auf Luxus überhaupt eingeschränkt waren, so waren sie's besonders auch in Absicht auf Besuche und Gesellschaft. In dem 77. Stück des Sittenmalers von Zürch befinden sich hierüber Nachrichten, die im Jahre 1721. aufgesetzt worden „Im „übrigen, heißt es, „geb ich einem jeden unver„heuratheten Frauenzimmer in dieser Stadt zu be„denken, wie viel ihr dran liege, daß sie mit den „jungen Mannspersonen in eine gewisse, ehrlie„bende Bekanntschaft komme. Es herrscht ein „altes Vorurtheil bey uns, daß die Töchter, die „den jungen Herren vergönnen, sie auf den öf„fentlichen Spaziergängen zu begleiten, sie nach „Haus zu führen und sie daselbst ein Stündgen zu „unterhalten, nach ihrem Falle eilen. So bald „ein Frauenzimmer sich von einem jungen Herrn „en des-habillé oder bey ihrem Nachttisch sehn „oder sich von ihm die Hand küssen läßt, so schreyt „die Verläumdung, sie laufe in ihr Verderben, „und man würde eine solche vor Alters in den „Lasterkorb ins Wasser gesetzt haben. Insgemein „ist eine gewisse, wilde Unvertraulichkeit zwischen

„den

„den Leuten von beyden Geschlechtern bey uns „eingeführt. Diese macht die Zusammenkünfte „und mündlichen Unterredungen zwischen ihnen „überaus schwer u. s. w. „

Und wenn wir nun auf die Ursachen der veränderten Lebensart in der letztern Hälfte dieses achtzehnten Jahrhunderts zurückgehn, so finden wir vielleicht schon in dem vergangenen Jahrhundert eine, freylich sehr schwache und entfernte Veranlassung derselben in der Ankunft der vertriebenen Hugenotten aus Frankreich. Wofern die Vergleichung nicht zu hoch tönt, so möchte man sagen, daß für die benachbarten Länder die Verweisung jener französischen Flüchtlinge einigermaßen ähnliche Wirkungen, wie ehmals für Italien die Vertreibung der Griechen aus Constantinopel gehabt habe. Gleichwie durch diese, griechische Sprache und Künste, so wurden nun durch jene, französische Sprache, Gewerbe und Sitten weiter verbreitet. Eine besondre Anekdote von den Französinnen, welche sich nach Zürich begeben hatten, liest man in Prof. Friesen handschriftlichen Nachrichten. „Den 1. April 1686. heißt es daselbst, haben U. „Gn. HH. dem französischen Frauenzimmer einige „Eitelkeiten an ihren Kleiderschmuck ofentlich von

„der

„der Kanzel verbieten lassen, mit Namen die „krause Locken um die Stirn und aufgerichtete „Hörner von Spitzen über die Locken um das „Haupthaar, als Zeichen keiner Demuth des in„nern Menschen. Man führte nicht ohne Ursache „viel Klagens wider ihre Kleiderpracht; selbst die„jenige, welche aus Mitleiden ehrlich von wohl„thätigen Leuten gekleidet wurden, murrten wi„der die Kleidung, als nicht genung façonnirt.„ Um diese Zeit trug man in Zürich auch eine Art Hauben, Rosenkappen genannt, die in Form einer tausendblättrigten Rose oder auch in Form einer vielfach gefaltnen Muschel aus Bändern gemacht war. Aus einer Hausrechnung zeigt sich, daß im Jahr 1691 eine solche Haube auf 30 fl. oder nach jetzigen Werth auf 38 fl. 24. ſ. zu stehn kam.

So wol jene fürchterliche Theurung Ends des siebzehnten Jahrhunderts als auch die immerwährenden politischen und theologischen Scharmützel zwischen der katholischen und protestantischen Kirche hatten nicht nur dem Geist, sondern auch den Sitten und der Lebensart einen finstern Anstrich gegeben. Jene rüstige Polemik, welche das Feld der Wahrheit mit Disteln bedeckte, ward

nun von zween Dämons begleitet, deren einer den andern wie Miltons Tod und Sünde verschlangen, auf der einen Seite dürre Scholastik, auf der andern Seite schwärmerischer Pietismus, beyde gleich tödlich für die Anmuth des Lebens. Beynahe bis zum Verlauf der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts herrschte in dem Kleider-Zuschnitt wie in der theologischen Systemform, in der Gesetzgebung des weiblichen Spiegeltisches wie in der politischen Dreßkammer des Senates das widersprechendeste Wirrwarr. Gleichwie auf Strassen und in Gesellschaft Pietisten und Orthodoxen, Altgläubige und Neugläubige, eben so begegneten sich alte und neue, fremde und einheimische Moden in Kleidung, zürchersche Hausehen, französische Robben. Wenn seither französischer Zuschnitt je länger je mehr sich verbreitet, so mögen unter andern auch folgende Ursachen mitgewürkt haben: die Vermehrung des Reichthums durch Gewerbe und Handel, besonders in dem vierten und sechsten Jahrzehend; ferner die häufigen Reisen begüterter Jünglinge; indem diese aus Frankreich neue Kleidermoden und Manieren, neue Romänchen und selten neue religiose und philosophische Grundsätze heimkramten, fingen sie an, in man-

cher Absicht den National-Charakter und besonders auch den weiblichen zu ändern. Daß die schweizerschen Regimenter in auswärtigem Dienste ebenfalls Einfluß auf die Lebensart haben, hat schon Stanian *) gründlich bemerkt. Jener Uebersetzer von Poggios Sendschreiben über die Bäder zu Baden **) macht über die zürcherschen Sitten folgende Bemerkung: „Die meisten Heurathen „der Zürcher geschahen vormals, ohne daß der „Bräutigam seine Braut irgendwo gesehen hatte, „als in den Kirchen zu Zürich und in den Bädern „zu Baden. Anitzt kömmt aber durch die viel fei„ner und zwangloser gewordnen Sitten der Stadt „Zürich, auch daselbst alles ohne den Schirm der „Badefreyheit, wieder ins allgemeine Gleise des „Teufels und der Natur.„ Bey dem ungezogenen Ton dieses Schriftstellers sollte man denken, daß er nur die Hefe der Nation gesehen habe. Bescheidner drückt sich Karl von Burgheim ***) aus: „So viel ich, schreibt er, bis itzt den Ton „und die Lebensart in Zürich kennen gelernt ha„be,

*) S. L'Etat de la Suisse, écrit en 1714. traduit de l'Anglois S. 151.

**) S. Teutsches Museum, Junius 1779. S. 559.

***) S. Band IV. Brief XLIII.

„be, so ist hier noch viele alte, schweizersche Treu „und Redlichkeit, doch führt der Wohlstand und „der daraus herfließende Luxus schon nach und „nach ziemlich verdorbene, französische Sitten ein. „Die vornehmsten Gesellschaften sind in zween „Theile getheilt, in den teutschen oder altschwei„zerschen, und in den französischen, wo man schon „anfängt, sich seiner Muttersprache zu schämen. „O Schweizer, liebe Schweizer, warum wollt „Ihr selbst so blindlings eurem Verderben ent„gegen rennen? Wißt Ihr nicht, daß mit der „Sprache auch unvermerkt der Charakter aus„stirbt?„

Was oben angeführter Stanian von den Schweizerinnen überhaupt sagt, das gilt zum Theil noch heut zu Tag, besonders auch von den Zürcherinnen. „Durchgängig werden sie für sitt„sam und für gute Hauswirthinnen gehalten. „Vielleicht daß man die Keuschheit derselben, be„sonders in den protestantischen Cantons, eben „so wol den politischen Anordnungen als dem „Temperamente und der Gewissenhaftigkeit zu„schreiben muß. Auf der einen Seite werden alle „ernsthafte Galanterien als Verbrechen gestraft; „auf der andern Seite wird gewissermaßen alles

„entfernt, was die Begierden zu reizen im Stand „ist.„ Seit langen Jahren kein öffentliches Schauspiel in Zürich; vor etwas Zeit ein kleines Privattheater; dasselbe erhielt sich aber nicht lange; im Sommer werden, außer den Abendgesellschaften, auch die Spaziergänge an der Sihl und Limmat, im Winter die öffentlichen Concerte fleißig besucht; seltsam ist es, daß so wenig bejahrte Personen, nicht einmal Aeltern oder Oheims und Tanten, sich in den Jugendchor mischen. Daher kömmts denn, daß hie und da der Ton des Gespräches zu frey ist; ist er das nicht, so fällt er bey einer noch unausgebildeten Jugend sehr gern in eine Monotonie, die nur das Gezisch entweder der Spielkarten oder weibischen Geträtsches zu unterbrechen im Stande ist. Und worinn besteht denn das Vergnügen, das man in Zürich den Fremden verschaft? Zu groß und reich ist die Stadt, um sich auf häusliche, bürgerliche, ländliche Freuden allein einzuschränken; zu klein, zu wenig begütert und bevölkert ist sie, um ohne Mühe die Lustbarkeiten der großen Welt zu verschaffen; gleichwol sind viele von den Einwohnern so eitel, daß sie sich schämen, sich als bescheidne, simple Republikaner zu zeigen; lieber

erweisen sie also den Fremden gar keine Achtsamkeit, wenns ihnen an Muße und Geld fehlt zu glänzenden Lustbarkeiten, üppigen Gastmahlen, rauschenden Bällen u. s. w. In öffentlichen Gebäuden, Gasthöfen, Zunfthäusern sind leztre gänzlich verboten; in Privatwohnungen, (wofern sie nicht die ganze Nacht dauren,) sind sie gestattet, doch selten; der Herr des Hauses fühlt sich zu arm, um öftere Lustparteyen selbst und allein zu bezahlen; gleichwol ist er zu vornehm und reich, um in seiner eigenen Wohnung andre bezahlen zu lassen; auch sind die Theilnehmer an solchen Zeitvertreiben zu wenig. Auf solche Weise begreift man, daß der Entwurf zu einer Tanzpartey oder zu einem Gastmal nicht ohne viele Zurüstungen kann ausgeführt werden; bey einem Volke also, dessen Vermögen sehr eingeschränkt ist und das großentheils von kaufmännischer Industrie lebt, kann also jener vornehme Weltton nicht wol bestehn. Außer den Glücksgütern fehlt es an Muße, es fehlt an hinreichenden Bedienten, an Wohnzimmern, an Equipagen, an Gärten und Lusthäusern. Wenn es auch der einen oder andern Familie nicht fehlt, so ist doch immer ihre Anzahl zu eingeschränkt, um Einfluß auf die herrschenden

Sitten zu haben. Um so viel weniger groß kann dieser Einfluß seyn, da der Reichthum in den Familien unter alle Kinder gleich vertheilt, da er eben durch Theilung geschwächt wird und das ehelose Leben noch seltner ist, als z. B. in Bern, Basel und anderswo. „Sehr frühzeitig, sagt Sta„nian, häufig und fruchtbar sind die Ehen. Bey „Zeiten muß jeder junge Mensch einen gewissen „Erwerb suchen, um so viel mehr, da die Aeltern „den verehlichten Kindern nur ein geringes Heu„rathgut geben.„ So galant daher der eben von Paris zurückgekommene Jüngling seyn mag, so selten ist es, daß er noch fortfahre von Toilette zu Toilette, von einem weiblichen Zirkel zum andern zu schwärmen, so bald er in Hymens Banden verstrickt ist. So bald er vom Rausche der Sinne erwacht, dann findet er die Mädchens in Bildsäulen, so wie Pygmalion seine Bildsäule in ein beseeltes Mädchen verwandelt. Kein ander Mittel gegen Ueberdruß und Langweil als daß er gegen jene weiblichen Kotterien die Trink-Spiel- und Tabaks-Klubbs vertauscht. Wenig verliert hiebey die verwaiste und verwittwete Damengesellschaft. Nicht mehr von gezierten Jünglingen, wird sie nun von den bärtigen Königen, von den geharnsch-

geharnschten Rittern und Schildknappen im Kartenspiele bedienet. Bey einem Glas Wasser, bey einer Schale Thee oder höchstens noch bey einer Schüssel Zweyback und Früchten, dächte man, möchte es bey solchen Abendbesuchen genung seyn: allein je größer auf der einen Seite der Mangel an Stoff zu Gesprächen seyn mag, desto größer ist auf der andern Seite der Ueberfluß an Gebackenem und Zuckerwerk, und zwar in mittelmäßigen Häusern beynahe noch weit mehr als selbst in den angesehensten und reichsten. Und woher bey so reichlichem Futter des Körpers so sparsame Nahrung des Geistes? Ohne Zweifel, weil man ohne Theilnehmung an öffentlichen und auswärtigen Staatsgeschäften, ohne historische und geographische Kenntnisse, ohne Schaubühne u. s. w. beynahe allein auf Spielkarten und Stadtneuigkeiten eingeschränkt bleibt. Von selber versteht sich, daß ich nicht von Ausnahmen rede; in einigen, besonders kleinen und traulichen Zirkeln hab ich die Unterhaltung eben so mannigfach und reizend gefunden, als sie bey den gewöhnlichen Besuchen einförmig und langweilig seyn mag. Freylich hab ich an keinem Orte mehr Leser und Leserinnen angetroffen, als eben in Zürich; meistens

aber bleibts unfruchtbare Lectüre; zum Erstaunen ist es, wie wenig alle diese Leserey auf Herz und Verstand würke; unter hundert und hundert Jünglingen und Mädchen, die sich mit den Romanen eines Rousseau, Richardsons, Göthe, Millers u. a. bis in die späte Nacht beschäftigen, spuckt kaum ein Schatten von St. Preux und Julie, von Lotte und Werther, von Siegwart und Burgheim; weniger nämlich, um sich in sich selber zusammenzuziehen, als vielmehr um sich zu zerstreuen, werden solche Bücher durchblättert: die Charaktere in denselben flattern vor dem Geist der Leser, wie die Figuren im Guckkasten vor dem Auge des Zuschauers vorüber; in Gesellschaft wird von Büchern gar nicht, oder nur im Vorbeygehen und im Ton fader Gemeinplätze gesprochen. Wenn in dem Kreis der wenigen Adepten die Unterhaltung zwischen gründliche Untersuchung und geistreiche Bonmots getheilt ist, so geht der große Haufen hingegen auf das eine oder auf das andre von beyden Extremen; entweder ists schale Religionsspötterey und nachgeäfte, französische Galanterie, oder es ist ein gewisser, sublimirter Pietistenton, eine seltsame Vermischung der Weltsitte mit den Grimassen eines, ob Gott will, ver-

feiner-

feinerten Pharisäismus. Diese frömmelnde Galanterie finde ich in dem christlichen Magazin St. I. No. IV. S. 96. in folgenden Zügen vortrefflich geschildert: „Bey vielen, heißt es daselbst, die „man Freunde der Religion nennt, unter angehenden Lehrern, studirenden Jünglingen, empfindsamen Herzen beyder Geschlechter ist Christus und Christenthum nur schöngeisterische Liebhaberey und vielleicht würklich etwas von dem, „was jüngst einer, ob im Geiste der brüderlichen „Liebe? davon ist nicht die Rede, religiose Coketterie nannte! Wie viel auf eine Legion und „hundert Legionen solcher Dillettanten der Religion zu rechnen und zu bauen sey, kann man sich „denken; ihr auf der Oberfläche schwebender, nirgends gewurzelter Glaube ist offenbar ein Haus „auf Sandgrund, dessen Fall einst groß seyn „wird; und mögen sie auch immerhin eine Weile „lang dieser Liebhaberey von ihrer Zeit, Bequemlichkeit, Vermögen und Ruhe aufopfern, was „denn kein großes ist, und in andern Fächern „alltäglich geschieht, der leidenschaftliche Zustand „ist doch nur vorübergehendes Fieber, nicht Gesundheit und ächte Mannskraft der Seele.„

Doch an den bisherigen, hingeworfenen Nationalzügen mag es genung seyn, um sich, wenigstens en gros, einen Begriff von den Revolutionen in den zürcherschen Sitten zu machen. Ob überhaupt dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit des Philosophen und selber des Gesetzgebers verdienen, hierüber dürfen wir uns auf ein französisches Orakel berufen: „Jene ängstliche und selber kleinfügige Genauheit „in Absicht auf Sitten, heißts beym Condillac *), die von verdorbenen Völkern als Pedanterie verlacht wird, und welche den Weisen der Vorwelt so wichtig gewesen, ist wahrlich den helvetischen Cantons weit nothwendiger als jedem andern Volk in Europa. Um „so viel aufmerksamer müssen ihre Magistrate „seyn, je mehr bey ihnen das Verderben nur „bey Kleinigkeiten anfangen kan, bey Kleinigkeiten, worüber es unvernünftig seyn würde, „sich jenseits des Genfersees auch nur im geringsten zu beunruhigen. Man lese beym Livius die erhabene Rede, welche dieser Geschichtschreiber zu Gunsten der Lex Oppia anführt. Diese Rede wird zeigen, woher es ge-

„kom-

*) S. Condillacs Cours d'étude, T. XVI. S. 138.

„kommen sey, daß der Luxus und im Gefolge „desselben der Eigennutz so viele Reiche zerstört „haben. Bald wird man sehen, daß Catos „Fürchten keineswegs chimärisch gewesen. Al= „les, was er geahnet hatte, erfolgte, so bald „den römischen Frauen erlaubt ward, reichen „Schmuck von Gold und Purpur zu tragen. Um „ihre Weiber zufrieden zu stellen, beunruhigten „die Männer den Staat durch Cabalen u. s. w.„

IV.

Schweizersche Maskerade, im zwanzigsten Jahrhundert.

Auferimur cultu, gemmis auroque leguntur
Omnia, pars minima est ipsa puella sui.

Ovid. de Remed. Am.

Dafne.

Hier sind Geräthe und Kleiderstücke in Menge, so wie sie zur Zeit der Großmütter üblich gewesen.

Chloe. Und ist es nicht profan, jene ehrwürdigen Matronen zu spielen?

Damon. Immer dient die Maskerade statt einer anschaulichen, in Handlung gebrachten Geschichte der Vorwelt.

Chloe. Welch ein seltsamer Rüstzeug! daß Sie doch eilen, uns den vormaligen Gebrauch von jedem einzelnen Stück zu erklären!

Dafne.

Dafne. Sehen Sie da diesen Panzer! In dem möcht ich auf der Redoute erscheinen.

Damon. Ein langes Kleid, womit vormals die artigen Damen auf dem Tanzsaale glänzten.

Chloe. Ists möglich? der enge Schnürleib wird uns erdrücken. Nach diesem Gewande zu urtheilen, glich einem dünnen Blumenstengel der Wuchs unsrer großmütterlichen Schönen; wie konnten sie athmen, sich bewegen, sich bücken?

Dafne. Je enger von oben, desto weiter von unten. Patagonierhüften und Schenkel bedurft es, diese Aushölung zu füllen.

Damon. Freylich fließt heut zu Tag das Gewand um den Leib her; es verräth die Form seiner Glieder; vormals verbarg es dieselbe. Wie sehr hätte sich nicht derjenige betrogen, der von dem Kleiderbau hätte einen Schluß machen wollen, auf Bau und Bildung des Cörpers?

Chloe. Und wozu auf dem Kleide diese zwecklose Verzierung? Um und um überladen mit Bändern und Falten in mancherley Formen, gleich Muscheln, Rosen u. s. w.

Dafne. Ohne Zweifel damit unter der Last von Zierrathen das arme Mädchen sich desto weniger

niger bewegen, desto weniger sich auf der Flucht vor den zudringlichen Liebhabern retten könne.

Damon. Hiezu dient auch die lange Schleppe des Kleides; es sey denn, wir setzen voraus, daß die Großmütter beynahe eine Elle länger gewesen als die Enkelinnen und Töchter.

Chloe. Das waren sie wirklich. Waren sie das nicht, so fehlt' es ganz an Ebenmaaß zwischen dem Kopf und dem Körper. Betrachten sie einmal diesen Hauptschmuck, und alsdenn schließen Sie, wie ungeheur groß der Kopf war.

Dafne. O da bedarf es näherer Erklärung!

Damon. Sehn Sie dieses Portrait; das Portrait meiner Großmama, womit sie als Braut den Geliebten beschenkte.

Chloe. Welch ein gebirgigtes Haupthaar! zur Beschattung des Kopfes sollte es dienen, und beynahe ganz verschwindet unter demselben das Köpfgen.

Dafne. Frey fliegen unsre Locken um Schultern und Nacken: und warum so steif, so am Drate gezogen sind diese?

Chloe. Schade für diesen Reichthum der Haare, daß sie so gezwungen bergan stehn oder sich krümmen!

Damon. Daß ja der anscheinende Reichthum nicht täusche! Hinter den eigenen Haaren sind fremde versteckt.

Dafne. Armer, betrogener Gatte! Im Schlafzimmer schrumpft zur Pygmäengestalt die Gattinn, die den Tag über, in Fiochi, in hoher Bildung einer Göttinn erschienen!

Damon. Noch ist es nicht alles. Sehn Sie, meine Freundinnen, wie die Natur ihre Locken gepflanzt hat, wallen sie um die Schläfe und über den Nacken, reinlich gekämmt, ohne Parfüm und Puder.

Chloe. Parfüm und Puder?

Damon. Puder war Mehl, in die Haare gestreut, wodurch sie vor der Zeit im Schnee des grauen Alters sich zeigten. In dem zahlreichsten Kreise von Mädchen beynahe alle von Einer Farbe, beynahe kein Unterschied zwischen den Locken der Blonden und Braunen. Wie Blumenduft hauchten die Parfüms durchs Lockengesträuch; doch immer mußten sie erfrischt seyn, um nicht zu widerlichen Teigwerk zu werden.

Dafne. Zu Beschützung weiblicher Keuschheit jene gewölbten Robben ein furchtbares Bollwerk; zu Außenwerken dienten Garnitüren und Schleifen.

Damon. Wenigstens mußte derjenige geschmeidig genug seyn, der nur das kleinste Mäulchen weghaschen wollte, ohne Gefahr, den colossalischen Schmuck ins Chaos zu stürzen.

Chloe. Ho, der Kopf einer Enaks Tochter mochte dieß tragen.

Damon. Hier in diesem Schrank sehn Sie ein ganzes Heer solcher weiblicher Helme. Die Auslegung hierüber finden die Alterthumsforscher in beyliegendem Werke: Livre d'Estampes de l'art de la coëffure des Dames françaises, sur les Desseins originaux d'après les accommodages; avec le Traité en abrégé de l'art d'entretenir et de conserver les cheveux naturels: par le Sieur le Gros, Coëffeur des Dames. Der Verfasser, wie er selbst sagt, hatte die Ehre, die Damen auf zwey und vierzig verschiedene Arten zu coëffiren; er hatte eine Akademie errichtet, Schüler gepflanzet u. s. w.*)

Dafne.

*) Das Werk ward den Damen de France, den Kaiserinnen von Rußland und Teutschland überreicht; es kostete 72 Liv. Man sehe Memoires Secrets pour servir à l'hist. de la republ. de Lettres en France, par feu Mr. de Bachaumont. T. III, 1777. A. d. H.

Dafne. Wie erfindungsreich war nicht der Witz unsrer Mütter! bald in Form eines Vordaches, bald unter Federbüschen, unter Flügeln und Schnäbeln, unter Hörnern und Klauen, in Gestalt von Pallisaden und Thürmen, von Terassen und Gärten erscheinet da der Kopfputz.

Chloe. Vortrefflich! Je nachdem ich in diesen oder in einen andern mich kleide, bin ich groß oder klein, wild oder sanft, alt oder jung, frech oder bescheiden; in Einer Person findt so der Gatte bald eine Schäferinn, bald eine Amazone, bald eine Furie, bald eine Cythäre! Ein einziges Weib wird zum Serail von Weibern.

Damon. Wer würklich in eigner Person liebenswürdig und schön ist, wer seyn darf, was er ist, was bedarf der, heut diese, morgen jene Rolle zu borgen? Dasselbe Band, meine Freundinn, der heut ihre Locken umwindet, steht Ihnen noch morgen eben so gut als heute und gestern.

Dafne. Wenigstens, wenn mir Eroberungen schmeicheln, so schmeicheln mir die nicht, die ich nur der Putzmacherinn und dem Haarkünstler danke.

Chloe. Immer wars doch ein blendender Anblick, ein Amphitheater von Schauspielerinnen in solchem Anzug zu sehn.

Damon. Theater schimmer von Ferne, Betrug in der Nähe!

Chloe. Und wenn denn auch Täuschung, genung, daß sie würkt, daß sie Begierden entflammt!

Damon. Je mehr unter der Waffenrüstung des Putztisches die würkliche Bildung des Mädchens selber unkenntlich geworden, desto mehr gleicht es nicht mehr der reizenden weiblichen Schönheit, nur einem Phantom, einer Chimäre, einem phantastischen Wesen. Eben so wenig als ein Sphinx oder sonst ein Feenungeheuer wird es Begierden erregen.

Chloe. Je weniger man von dem wirklichen Gegenstand selbst sieht, desto mehr verschönert ihn die Einbildungskraft.

Dafne. Und wenn auch, je weniger hernach der Erfolg der Erwartung entspricht, desto grösser Unmuth und Aerger!

Damon. O da bewahr der Himmel das Theatermädchen, wenn es hinter dem Fürhang auf einmal die Hälfte seiner Reize in den Schrank

und auf den Nachttisch hinwirft! Wie beschämt wird es nicht mit der übrigen Hälfte seines Selbstes, wie ein gerupfter Pfau, sich verkriechen?

Dafne. Dafür scheinen sich also die Theatergöttinnen des verflossenen Jahrhunderts wenig bekümmert zu haben, mehr um zu reizen, als um Genuß zu verschaffen bemühet.

Chloe. Mehr um einen Mann zu bekommen, als ihn treu zu erhalten.

Dafne. Wol ein herrliches Leben im Innern des Hauses!

Damon. Auch lebten sie nicht da. Gerade entgegengesetzt war die Lebensart der Lebensart der alten Griechinnen. Diese letztern sah man nirgends als im Heiligthum des innern Hauses; nur da nicht, sonst allenthalben zeigten sich die Schönen des barbarischen achtzehnten Jahrhunderts.

Chloe. Sie brachten also nicht beym Mann und bey Kindern die meiste Zeit zu?

Daphne. Ey wol! beym Mann und bey Kindern? Warum sollten nicht Ehgenossen sich fliehen, die aller Orten liebenswürdiger sind als bey Hause?

Chloe. Und wie griff mans an, sich die Zeit zu verkürzen?

Damon. Sinnreich genung. Des Morgens musterte man die Kleiderstücke, mit denen man Abends in Gesellschaft hervorglänzen wollte; man übte sich in allerley erkünstelten Gebehrden; man saß Stunden lang vor dem Spiegel und ließ sich die Haare frisiren; Abends in der Gesellschaft saß man in einem Zirkel bis in die Nacht hin.

Chloe. Immer in gleichem Zirkel, ohne Bewegung? Wie ermüdend? Wie einförmig? Ohne frische Luft zu genießen, ohne Leibesübung? Wie ungemein nachtheilig für Gesundheit des Körpers und für heitere Laune des Geistes?

Damon. Gleichsam angeschraubt, wie Bildsäulen saßen die Damen.

Chloe. Wenigstens werden Gespräch oder Lektüre interessant seyn?

Damon. Gespräch oder Lektüre? Wie leblos wär nicht solche Art Unterhaltung? Vielmehr war sie ganz theatralisch, ganz in Bewegung und Handlung. Sagt ich doch vorher, daß überall die Leute des achtzehnten Jahrhunderts Schauspieler, Schauspieler auch im Umgang, im täglichen Leben gewesen!

Dafne. Und worinn denn bestanden die Spiele?

Damon. Sehn Sie hier diesen Haufen silberner und Porzellaingefäße.

Chloe. Wie artig? Wie drolligt? Um des Himmels willen, wozu denn dieß alles? Diese feingeformten Kannen, diese kleinen, winzigen Becken und Schalen, diese glänzenden Körbgen!

Dafne. Ich wette, in diesen Geschirren trugen sie, wie wir noch heut zu Tag in unsern irdenen Gefäßen, Obst, Wasser und Milch auf.

Damon. Zum Theil so; nur gewärmt, wie heut zu Tag kalt. Nur daß das Wasser, das uns rein und lauter von der Quelle erfrischt, vormals auf mancherley Weise gemischt ward.

Chloe. Und was für Ingredienzien?

Damon. Nur Geduld! Wenn wir die Maskerade halten, so soll man im Nebenzimmer, beym Gouter und nachher beym Gastmahl die Tafel gerade so aufbauen, wie mans im achtzehnten Jahrhundert zu thun gewohnt war.

Dafne. Nur einige vorläufige Erklärung, ich bitte.

Damon. Dieselbe würde zu ermüdend, zu gelehrt seyn. Ohne historische und geographische Kenn niß der Vorwelt würden Sie wenig begreifen. So z. B. müßt' ich erzählen, wie die war-

me Brühe, die bey Besuchen aufgetischt worden, bald mit einer Art süßen Kalches, bald mit wohlriechenden Kräuterblättern, bald mit gerösteten und zermalmten Bohnen (wie man sich einbildete,) schmackhafter geworden.

Chloe. Und woher diese Waare?

Damon. Es war Thee Camphu und Pekao, Caffee von Mocca, Gewürz aus den molukkischen Inseln, die Gefäße und Schalen kamen aus China. Doch wozu auch, daß sie die fremden Namen studiren? Vergessen sind sie, wie die Sachen selber!

Dafne. Und wie denn sind sie aus der Mode gekommen?

Chloe. Und wie denn? Es versteht sich von selber; eben weil sie vormals Mode gewesen, sind sie's nun nicht mehr!

Damon. Wie es nun zu gehn pflegt, wenn man einmal durch alle Stufen der Barbarey und des Wahnwitzes gegangen, so fängt man an, klüger zu werden. Gelehrte Akademien machten Preißfragen: ob die Entdeckung von jenen Ländern, woher solche Waaren gebracht wurden, nützlich oder schädlich gewesen? Man begriff, daß diese Waaren weniger nützen als schaden, daß

sie

sie Geschmack und Gesundheit verderben, daß sie ungeheure Geldsummen in entlegne Welttheile locken und Gelegenheit geben zu blutigen Kriegen; vor allen aus ward man empört, daß die Pflanzung dieser Bohnen und Schilfrohre ganze Menschengeschlechter in den kläglichsten Stand der Leibeigenschaft und tief unter die Lastthiere selber hinabgestürzt hatte.

Chloe. O Himmel! Mir schauert! Und wenn die feinen Herren und Damen hieran dachten, konnten sie wol bey ihren Besuchen auch nur von Weitem den Dampf ihrer Caffee- und Theebrühe riechen, ohne daß er ihnen tödliches Gift schien?

Dafne. In dem siedenden Kessel hätt' ich geglaubt, das Aechzen der armen Sklaven, und in der Brühe das Blut der unglücklichen Krieger zu sehn. Sonst glaubt' ich, daß Verfeinerung und Ueppigkeit menschlicher mache, nun seh' ich, daß sie das Gefühl der Menschheit ersticken.

Damon. Auch fing die gesittetere Welt an, sich eines so theuer erkauften Vergnügens zu schämen; hie und da verbot man die Einfuhr solcher üppiger Waare; freylich schienen hierunter die kaufmännische Gewerbe zu leiden; und wenn auch?

Wozu nun in Zukunft jener vormals stolz daher rauschende Silber- und Goldstrohm? Was trug er auf seinen gefährlichen Fluten in unsere Gefilde? Trügliche, entbehrliche Gaben! Auf ewig seyn sie von unsern Gränzen verbannt!

Chloe. Und was kam nun an die Stelle jener aromatischen Bohnen und Kräuter?

Dafne. Hem, sind denn nicht Milch und Quellwasser unser Nectar? Schmecken nicht gleich Ambrosia die Speisen von Milchrahm und Eyern, von Baumobst und Landfrucht, von Käse und Butter?

Damon. Jene alten Weinhügel wurden in Viehweiden oder Kornfelder verwandelt; alles, was wir noch von den Nachbarn bedürfen, ist ein wenig Brod zur Nahrung, oder Hanf und Wolle zur Kleidung; mit dem Ueberschuß unsrer Käse und Heerden, unsers hie und da noch übrigen Weinbaues werden sie reichlich bezahlet. Schlecht, einfach und dauerhaft sind unsre Gewänder; wenig zahlreich und kostbar unser Geräthe; prunklos die friedlichen Hütten; patriarchalisch wohnen Aeltern und Großältern, Freunde und Verwandte beysammmen.

Chloe. So begreif ich, daß zugleich mit dem Gelde, mit den Chimären des Luxus jene selbstsüchtigen Leidenschaften, Haß und Misgunst, Eitelkeit und Habsucht verschwanden.

Dafne. Ob aber nicht auch Erfindsamkeit und Kunstfleiß, ob nicht mit diesen jene zahlreiche Bevölkerung?

Damon. Ungeachtet des Verlusts der Manufacturen blüht sie immer. Zehn und zwanzig Familien bedürfen nämlich zum Unterhalte nicht mehr als vormals in dem achtzehnten Jahrhundert nur eine einzige.

Dafne. Sind wir aber, aus Mangel des Reichthums, nicht bey den Nachbarn in Verachtung gerathen?

Damon. Vielmehr besser als jemals sind wir zu Kriegesübungen gestählt; das Glück der Ruhe und Freyheit nährt die Flamme vaterländischer Tugend; weit furchtbarer als keine Waffenrüstung, weit triumphirender als kein gemiethetes Kriegsheer ist der Patriotismus, der uns gegen Feinde bewaffnet. Und woher denn auch Feinde, da wir dem Interesse keines Staates im Wege stehen, da wir, eben aus Mangel an Reichthum, von keinem die Eroberungssucht reizen?

Chloe. Allein sind wir nicht in fremden Augen ein wenig Barbaren geworden, seitdem wir den Götzen des verfeinerten Welttons verläugnen?

Damon. Keineswegs ist darum unsere Seele den edlern Freuden, den Seligkeiten der Liebe und Freundschaft verschlossen; keineswegs taub ist das Ohr dem geflügelten Gesange des Haynes; blind nicht das Auge für jene mannigfachen Naturscenen; leer und ungebaut der Geist nicht; desto mehr gewinnt er Muße, sich zu bereichern, je weniger jene Harpyen der Nahrungssorgen und des Ehrgeizes seine Kräfte verzehren.

Dafne. Wenigstens begreif ich gar nicht, wie unsere Voraltern die Zeit besser, als wir, hätten zubringen können.

Chloe. Sie hörtens ja; Confitüren, Syrops, Zuckerwerk, gekünstelte Getränke und Speisen waren es, mit deren Genuß man bey Besuchen die Stunden wegzutändeln gewohnt war.

Dafne. Da gäb' ich für alle diese Feenbewirthung lang nicht meine Schale frischer Milch oder Wassers, lang nicht mein reifes Obst, meine Butter.

Damon. Ueber der Bewirthung, dem Aufgießen und Ausleeren der Brühen, dem Vorschneiden

den

den und Austheilen des Gebackenen fand man wenig Zeit zu andern Gesprächen; diese schränkten sich ein auf Beurtheilung der Auswart, des Tischzeuges und Anzuges, des Wetters u. s. w.

Chloe. Und von Tag zu Tag gieng das ewige Einerley immer im Zirkel? Anstatt sechzig und siebenzig Jahre zu leben, wärs also für diese Leute genug gewesen, so viele Tage oder Stunden zu leben!

Damon. War die Musterung der Tafel und Kleider oder auch der Tagesneuigkeiten vorüber, dann hatte man immer noch die Spielkarten zur Auskunft. Sehn Sie da diese Blätter, mit den seltsamsten Figuren?

Dafne. Und wozu denn?

Damon. Die Menge Leute gab es, die ihr ganzes, langes Leben hindurch jeden Abend nichts thaten, als solche Blätter zu mischen.

Chloe. Sie enthalten also in ihren Hieroglyphen sehr hohe Räthsel? Doch wer kann sie entziffern?

Damon. Sie enthalten das Geheimniß, bey gänzlichem Müßiggange geschäftig zu scheinen.

Dafne.

Dafne. Geist und Zeit waren also für die guten Voraltern eine höchstbeschwerliche Bürde, die sie auf alle Art abschütteln wollten?

Damon. Unter die Anwesenden wurden die Blätter ausgetheilt. Gleich Talismanen und Zauberfiguren erweckten dieselben ganz außerordentliche Metamorphosen in Mine und Bildung, im Herzen und Beutel; diese Blätter machten reich oder arm, heiter und traurig; sie erschütterten die Seele, daß sie bald, von Hoffnung beflügelt, zum Himmel empor drang, bald wieder voll Furcht und Verzweiflung hinab in den Tenarus stürzte.

Chloe. Sie scherzen, mein Damon. So dumm und abergläubisch, wie die Grönländer, waren sie wol auch nicht, unsre Voraltern im achtzehnten Jahrhundert.

Damon. Kurz, je nachdem die Figur auf der Karte günstig oder ungünstig blickte, je nachdem floß das Geld aus dem Beutel des einen in die Tasche des andern.

Dafne. In der That ein edles, zeitkürzendes Geschäfte, Stundenlang diese Blätter zu begaffen und den Beutel gegen den Beutel des Nachbars zu tauschen! Und blieben denn die Leute des

achtzehnten Jahrhunderts ihr ganzes Leben durch Kinder?

Chloe. Bey solchem sitzenden Spiele wär ich steif und unbeweglich wie eine dieser grotesken Figuren geworden.

Damon. An Leibesübungen fehlte es auch nicht.

Dafne. Das dächt' ich, daß nicht umsonst jenes Blumenthal, jene quellenreichen Anhöhen, jener Schattenhayn da seyn!

Damon. Ob die Damen in Panzer nicht haben fortkommen können oder ob ihre Füße so winzigklein, wie der Chineserinnen, gewesen, weis ich nun auch nicht. Nur weis ich, daß ein Spaziergang im Hayn und Gebirge beschwerliche Reise geschienen. Man begnügte sich, in eingeschlossenen Gärten oder auch in offenen Alleen von einem Ende zum andern, immer nach gleicher Linie, gleichsam taktmäßig, den Raum von wenigen Minuten zu messen. Hin und her giengen die Damen in Gliedern und Reyhen wie die Soldaten.

Chloe. — Und wurden von den Jünglingen, wie diese von den Hauptleuten gemustert?

Damon. Oder vielmehr zum Verkauf wie die Heerden vom Schäfer vorüber getrieben.

Dafne. Ey wol! Wer heißt sie die gutherzigen Mädchen entehren? Mir ist es, ich seh sie in Schlachtordnung aufziehen — mit allen Reizen der Liebe bewaffnet, wie sie Links und Rechts mit ihren Blicken verwunden und im Triumphe die besiegten Jünglinge führen.

Chloe. Ohne Zweifel ein sehr bezauberndes Schauspiel an den Ufern der Limmat. Ungemein ward durch die Gegenwart der Töchter des Landes Muth und Wetteifer bey den Söhnen von Zürich entflammt, wenn auf dem martischen Kampfplatz diese im Ringen und Kämpfen sich übten.

Damon. Im Ringen und Kämpfen? Welch ein fürchterlicher Anachronismus, wenn Sie solche Spiele von der tändelnden Welt des achtzehnten Jahrhunderts erwarten? Sind Sie vielleicht in jenes Zeitalter verirret, in welchem das glückhafte Schiff der zürcherschen Argonauten in einem Tag von der Limmat über den Rheinstrom nach Straßburg gefahren? oder verirret in jene noch ältern Zeiten der zürcherschen Mordnacht, bey welcher der Fischer Bachs den Grafen von Tockenburg in seinem Nachen aus dem Tumulte wegführte und den Verräther in die Fluthen hinauswarf?

Dafne.

Dafne. Und wenn auch der Lustgang noch so herrlich mit Flüssen umgeben und mit Bäumen bekrönet gewesen, so wärs doch in die Länge ein sehr einförmiges Spiel, immerhin in den gleichen Fußstapfen hinauf und hinunter zu schlentern.

Chloe. Zur Abwechslung wenigstens wär ich in die offene Flur, auf traubenschwangere Hügel, in beblümte Thäler geeilet.

Damon. Auch geschahs noch zuweilen. Wegen Schwäche der Schenkel, wegen der unnatürlichen, chinesischen Füße freylich nicht anders als im Wagen, von Pferden gezogen,

Dafne. Auf dem Wagen war ja die Aussicht gehindert; man hing vom Führer und Pferd ab; überall fehlt' es an freyer Bewegung.

Damon. Bewegung gab man sich immer; nur war sie theils zu selten, theils auf einmal zu heftig. In großen Sälen kam man zusammen; Jünglinge und Mädchens strozten in prächtigem Anzug; in hundert gekünstelten Wendungen erschien man beym Tanze.

Chloe. Abermal zwecklos! In leichtem, flatternden Gewande tanzt es sich besser; besser auf offener Flur; besser, wenn Gefühl und Natur die Hände und Füße beleben.

Dafne. O der langweiligen Geschöpfe des achtzehnten Jahrhunderts!

Damon. O der frohen Geschöpfe, die in dem zwanzigsten leben!

Chloe. O wie froh bin ich, daß Sie mit dem traurigen Gemälde des vergangenen Zeitalters zu Ende sind! hoffentlich aber war auch vieles überspannt in ihrer Beschreibung.

Dafne. Einen Bayle oder Voltaire unsers zwanzigsten Jahrhunderts möchte ich fragen: ob sie nicht aus dem achtzehnten Jahrhundert Anekdoten hervorgraben könnten, zum Beweise, daß auch damals dem guten Geschmacke, der ungekünstelten Natur, der Weisheit und Tugend Altäre geweyhet gewesen.

Damon. Die heutigen Blüten und Früchte der Tugend beweisen, daß niemals ganz ihr Saame zu Grunde gegangen.

Chloe. Und was für Zeugnisse werden Sie aufstellen können?

Damon. Unter halbvermoderten Papieren fand ich glänzende Spuren unverfälschter Menschengefühle, edler Gesinnungen, reiner, erhabener Begriffe; und diese Papiere sind aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Dafne. O sie müssen wir lesen!

Chloe. Für uns in den nahen Winterabenden eine wirklich interessante Lektüre! Und zum Beschluß des Gespräches nennen Sie einige dieser merkwürdigen Schriften!

Damon. Ihrer sind mehrere; nur darf ich z. B. der Vorlesungen eines Füßli, und in denselben der Geschichte des Jaques und seiner Lise, ich darf der Schweizerlieder eines Lavaters, die Lebensbeschreibungen eines Hirzels, und vorzüglich seines Kleinjoggs erwähnen; auch eines Bodmers und seiner patriarchalischen Gesänge; eines Hallers, der in seinem Alpengedichte, und eines Geßners, der in seinen Idyllen gleichsam prophetisch die Sitten des zwanzigsten Jahrhunderts beschreibet.

* * *

— — — — — — Laudas
Fortunam et mores antiquae plebis, et idem,
Si quis ad illa Deus subito te agat, usque recuses:
Aut quia non sentis, quod clamas, rectius esse,
Aut quia non firmus rectum defendis. — —

Horat. Sat. L. II. Sat. VII.

V.

Helvetischer Nationalgeschmack des achtzehnten Jahrhunderts.

Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts war, bey weniger Ausnahm, die Gelehrsamkeit immer weit mehr ein Geschäft des Gedächtnisses als des Verstandes. Schon im vorigen Jahrhundert hatte Des-Cartes die Wirbel einer neuen Schöpfung geschaffen. Von diesem ward das Spreuer des veralteten Aristotelismus verschlungen. Je mehr man sich bey dem Cartesianischen Mechanismus die leichteste Auflösung aller Naturerscheinungen versprach, desto zahlreicher wurden, ungeachtet anfänglichen Widerstandes, die Anhänger desselben. Da dieser neuen Philosophie einmal die ehmals vergötterte Scholastik zu weichen anfieng, so befremdete es je länger je weniger, wenn nach und nach an dem Himmel der Wissen-

Wissenschaften das neue Meteor aufstieg, das andre zerplatzte. Je schwerer es wurde aus dem Chaos widersprechender Lehrmeynungen sich herauszuarbeiten, desto geneigter schien man, die Schuld der Menschen auf Rechnung des menschlichen Verstandes zu schreiben. Je weniger man diesen zu Erforschung der Weisheit hinreichend hielt, desto eifriger ward zur Offenbarung und zu den orientalischen Denkmalen Zuflucht genommen. So entstand der Geschmack der mosaischen Philosophie und der morgenländischen Cabbala. Gar bald erzeugte dieser den ausschweifendesten Mysticismus. Je mehr die Gemüther in entgegengesetzte Hypothesen sich theilten, desto mehr glaubten sich die Wächter der Bundeslade zum Eifer gegen diejenigen berechtigt, welche sich mit profanen Händen ihr nahten. Die Vorwürfe, welche die protestantische Kirche sich von Seite der römischen wegen einreißender babylonischen Sprachen- und Religionsverwirrung zuzog, besonders auch die bürgerlichen Unruhen, welche die Religionszwiste in den Niederlanden erzeugt hatten, schienen auch unter uns einen Damm gegen die Ungebundenheit des Geistes nothwendig zu machen. Aus Frankreich

und aus Holland brachten die Studirende neue Lehrsätze nach Hause und setzten selbige im Umgang so wol als auf der Kanzel und in Schriften mit einem Triumph durch, der die alten Lehrer beleidigte. Von Seiten der Cantons Zürch, Bern, Basel, Schafhausen ward also dem zürcherschen Gottesgelehrten Heinrich Heidegger der Auftrag gemacht; eine bestimmte Lehrform zu schreiben. Schon im Jahr 1675. kam die *Formula Consensus* zu Stand *), welche bis weit in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts viele Unruhen verursacht und den einen und andern, der sich diesem Joch nicht unterziehen wollen, bald seines Amtes, bald des Bürgerrechtes selber beraubte. Daher, so frey das Zeitalter der Reformation war, so steif und pedantisch das folgende Jahrhundert! Mit Geniepinsel in kühnem Umriß ward von den Glaubensverbesserern das göttliche Bild der Wahrheit entworfen — geklekt, ängstlich und kleinfügig ist die Copey, die ihre schülerhaften, frostigen Nachfolger geliefert. Eben diese Pedanterie der Kirchen und Schulkanzel, eben dieser unfrucht-

*) S. Memoires pour servir à l'histoire des Troubles arrivées en Suisse à l'occasion du Consensus, par Mr. Crousat.

unfruchtbare Religionsvortrag diente den Schwärmern zum Vorwand der Absonderung. Auf der einen Seite Dörne und Disteln spitzfündiger Schultheologie, auf der andern Seite giftiges Unkraut des Fanaticismus waren die vornehmsten Producte, die in dem Garten der Wissenschaften zur Reife gediehn. Hiezu kam noch ein Wust von niedergerissenen Trümmern des so geheißenen römischen Babels *). Nicht selten ward die Polemik zwischen Reformirten und Catholiken eben so wol mit Fäusten und Käulen als mit der Feder geführt. Besonders drohte auch in dem Anfang des itzigen Jahrhunderts die Einführung des neuverbesserten Kalenders mit eben so gefährlichen als lächerlichen Unruhen. Vielleicht daß wir nicht irren, wenn wir in der Eidgenoßschaft die glückliche Beylegung des einheimischen Krieges als Veranlassung und Epoche größerer Religionsduldung und eben deswegen eines geläutertern Geschmackes, besonders auch in theologischen Dingen, betrachten. Der genauer bestimmte Landfrieden zwischen den Catholischen und Evangelischen verhinderte nicht nur manchen polemischen

*) S. Füßlins Schärfgen auf den Altar des Vaterlandes, in der Antrittsrede.

Austritt, sondern machte auch diese Art religioser Federkriege weniger bedeutend oder gewinnstreich. Je mehr man anfing dieses polemische Feld brach liegen zu lassen, desto mehr gewann man Zeit, Kräfte und Freyheit, zu Bearbeitung brauchbarer Felder, desto leichter und schneller waren die Eroberungen, die man in jeder andern Provinz menschlicher Kenntnisse wagte.

Die drey großen Männer, Türentin, Osterwald, Werenfels brachten zuerst mehr wahre Einfalt und vernünftige Auslegung in die Gottesgelahrtheit; zu diesen setzen wir mit Recht die beyden Züricher, Gotthard Heidegger und Jacob Zimmermann. — Die schöne Litteratur bestand allein noch in einer philosophischen Kenntniß der claßischen Römer und Griechen. — In physischen und mathematischen Wissenschaften streuten beyde Scheuchzer Funken von dem Licht aus, das in unsern Tagen durch Geßner und Haller sich über entfernte Gegenden verbreitet. — Vor dieser reinen Fackel der Naturlehre verschwanden auf einmal die Gespenster und Poltergeister, die Hexen und die Beseßnen, die erst noch so ungezogen hin und her taumelten. Zum Beweis führen wir das Gespenst an, das im Jahr 1594. zu

Samengsteig im Berner Gebiet lärmte, — ein ähnliches Gespenst, welches noch im Jahr 1705. den zürcherschen Antistes Klingler beunruhigte und auf obrigkeitlichen Befehl auf dem Rabenstein vom Leben zum Tode gebracht ward — eben ein solches, wodurch zwo zürchersche Frauenspersonen im Jahre 1700. zu Lucern hätten sollen zur catholischen Religion bekehrt werden. Als Hexe wurde den 16. Junius 1695. Catharina Jauerinn verurtheilt, wie die Gerichtsacten zeigen, welche in diesem Jahr Joseph Anton Stadler von Schweiz, Landvogt zu Utznach, dem Canton Glarus zusendete. Noch im Jahr 1701. wurden acht Personen von Wasterhingen, Zürcher Gebietes, der Hexerey wegen verbrannt. Ja selbst noch im Jahre 1714. wagte es der Teufel in der verworrenen Phantasie eines Mädchens zu spuken. In dem Briefwechsel zwischen Landschreiber Gwerb und Landvogt Füßli finden wir auch unter andern von diesem Jahr folgende Anekdote: „die wegen Kindermord schon lang gefangene Elsbeth Rütschmann bekennt, daß sie sich vor einem Jahr dem Satan ergeben habe. Doctor „Muralt bezeugt, sie sey noch so verschlossen als „eine reine Jungfrau; es scheint, sie komme we-

 „gen

„gen dieser großen Melancholey in den Spital.„
Unwissenheit in der Naturlehre und Aberglaube waren noch so groß, daß Scheuchzer, dieser eben so gelehrte als fromme Mann, Gefahr lief, wegen der Lehre von den swammerdamschen Saamenthierchen für schlüpftig, und wegen der copernicanischen Hypothese für profan erkläret zu werden. Seither haben die physisch = öconomischen Gesellschaften in Bern und Zürich nicht nur die Naturlehre überhaupt aufgeklärt, sondern auch besonders zur Beföderung der Landwirthschaft angewandt *).

Vorzüglich wurden auch schöner Geschmack und socratische Philosophie von den beyden Zürchern, Breitinger und Bodmer, erweitert. Vielleicht daß wir uns nicht betrügen, wenn wir die neue, glückliche Richtung, die sie dem Nationalgeist gegeben, folgendermaßen erklären: Mit den Manufacturen waren die Künste des Reichthums gewachsen; mit Reichthum bekamen wir Muße; diese erlaubte den Geschmack und Beobachtungsgeist freyere Entfaltung. Schon verbreitete sich der Widerschein von dem aufgehenden Lichte benachbarter Länder auch über das unserige. Dieses

*) S. Serione Interets des Nations de l'Europe, Band I. Hauptst. III. S. 24. S. 29.

ses verhält sich in Vergleichung mit jenen (wenn wir uns so ausdrücken dürfen,) wie ein Landmädchen in Vergleichung mit einem Hoffräulein, welches allemal später als ein solches aus dem Stand der Kindheit hervortritt. Schon in glänzendem Mittag befand sich in Frankreich, unter Ludwig XIV. die schöne Litteratur, als erst ihre Morgenröthe von dorther die schweizerschen Alpen begrüßte. So wenig ihr Anbruch Leute hätte aufwecken können, die ein ganzes Leben durch unter dem Schutt verjährter Vorurtheile eingeschnarcht waren, so unbezwingbar ergriff die Flamme jedes aufstrebende Genie, auf welches in der Jugend ohnehin alles Neue so viel magische Kraft hat. Electrisch pflanzte die erste Entzündung sich fort, und so wie Bodmer und Breitinger, nebst alter claßischen Lectur, französische Critik, und teutschen Wolfianismus verbanden, so wie sie von daher Aufklärung schöpften, so borgten eine Menge vortrefflicher Köpfe von Bodmers und Breitingers Erleuchtung. Ueberall scheint gegen der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts für die helvetische Musen ein güldenes Zeitalter zu blühen. Wem sind die poetischen Verdienste eines Bodmers, Hallers, Lavaters, Geßners — wem die philolo-

gischen eines Hagenbuchs, Breitingers, Kochs, Schmieds, Jac. Geßners, Steinbrüchels, Hottingers, — die historischen und politischen der Hirzel, Füßli, Schinzen, Otten, Heidegger, Balthasar, Tscharner, Iselin, Fäsi, Waser, wem die theologischen der Felix und Jacob Hesse, der Ulrich, Tobler, Lavater, wem so viele andere litterarische und artistische Verdienste itztlebender Helvetier verborgen? Wer kennt nicht so viele gelehrte und patriotische Gesellschaften, so manche vortreffliche Reformen der Schulen *), so viele gemeinnützige Verbesserungen in Absicht auf Kriegs- Münz- und Finanzwesen.

*) Von den neuen Schulanstalten zu Zürich kann man Prof. Usteris Nachrichten vom Jahr 1773 nachschlagen.

VI.

Wohlthätige Folgen der Helvetischen Kirchenverbesserung.

So wol die Wiederherstellung claßischer Litteratur als die Erfindung der Buchdruckerkunst erleichterte die Ausbreitung heilsamer Wahrheiten. Jede Blume indessen, welche auf dem griechischen und römischen Parnaß von den Reformatoren gepflückt ward, diente dazu, auf dem Altar der Religion im heil. Opferkranze zu duften. — Freylich scheint die Uebersetzung des ebräischen Grundtextes der Triumph aller solcher litterarischen Bemühungen. Nachdem sie im Jahre 1541. zu Zürich ans Licht trat, bemächtigte sich so gleich derselben Robert Etienne im Jahr 1543. und gab sie mit der Vulgata und mit

dem

den Scholien des Vatablus heraus, ohne der zürcherschen Verfasser Erwähnung zu thun. — So vertraulich auch die Reformatoren mit der Muse von Sion, mit den römischen und griechischen Musen gewesen, so hielten sie's nicht für Entweyhung, dieselben in der Muttersprache reden zu lassen. Ludwig Hetzer, der zwischen den Reformirten und zwischen den Wiedertäufern hin und her schwankte, gab eine teutsche Uebersetzung der Propheten. Leo Judä eine Uebersetzung der zwinglianischen Glaubensartikel, auch verfertigte er in teutscher Sprache den größern und kleinern Catechismus von Zürich, eine Leidensgeschichte, eine Uebersetzung von Erasmus neuem Testamente u. a. Pellican verdeutschte vieles aus den heiligen und auch aus den Profanscribenten. Auf solche Weise blieb Gelehrsamkeit nicht länger ein Monopol der Klöster und Schulen, nicht länger blieb sie in der Leichenhütte ausgestorbener Sprachen vergraben. In einem alten Volumen von neunzehn verschiedenen Werkchen, welche alle vom Jahr 1521—1524. gedruckt sind, findt man einen Aufsatz mit der Aufschrift: Der gestryft Schwytzerbaurer; aus demselben sieht man, wie wichtig der Einfluß der teutschen Sprache auf

die

die Nationalaufklärung gewesen: „Es hat sich „begeben, heißts unter andern, daß vff ein Zeit „ein Münch hat gepredigt in einer statt ein ganz „Fasten vnd hat in allen seinen Predigen vnd Leer „sich erzöigt ein Hasser und Beneider aller der, „die tütsche Bücher lesen, vnd hats gar on als „Mittel für ein große Sünd vnd Irrsal gehalten „als ob es Kätzerei sey.„ Diese Kätzerey ward für so gefährlich gehalten, daß Oecolompad sich genöthigt fand, in einem weitläuftigen Schreiben den teutschen Vortrag auf der Kanzel gegen Casp. Hedis zu rechtfertigen. Ueberall suchte man damals die Gelehrsamkeit popular und auch fürs Leben brauchbar zu machen. Bey aller Aengstlichkeit, womit die Reformatoren das Alterthum ausspähten, blieb ihnen immer noch genung Muth zum Anbau und zur Erweiterung des vorgefundenen Bodens; und so sehr wir diese Männer in dem Museum, auf der Kanzel, auf dem Catheder bewundern, eben so sehr werden sie auch auf der Weltbühne unsere Verehrung verdienen, wenn wir sie als Reformatoren der Gesetze und der Gerichtshöfe nicht weniger als wie Reformatoren der Gelehrsamkeit uud der Kirche, wenn wir sie als Geheimräthe der Regierung, als Negoziato-

ren

ren des Staates, als Rathgeber und Vermittler fremder Fürsten erblicken *). Und du, junger Zelote, wenn du dem Gelehrten als müßigen Speculationsgeist Hohn sprichst, so erinnere dich, daß Gualter und Leo Judä Kirche und Rathsaal mit dem Donnerkeil der Rede erschütterten, daß Antistes Zwingli, Commendor Schmid, Abt Joner im Schlachtfeld den Märtyrtod für Wahrheit und Vaterland starben!

So sehr wir indessen auf der einen Seite jene litterarischen und patriotischen Herkule bewundern, so gern gestehn wir auf der andern Seite, daß, je ungewohnter, und stärker das aufgegangene Licht war, dasselbe auch desto gefährlicher blöde Augen verletzte. Je länger und heftiger man nach Freyheit und Wahrheit gedürstet hatte, desto mehr lief man Gefahr sich zu berauschen. Daher mitten unter den Begeisterten jener Schwarm von Besessenen **)! Gleichwie durch Columb der Geldreichthum, so wurde durch Reformatoren der Gedankenreichthum auf einmal schnell

*) S. Hotting, Schola Tigurina, oratio secunda, S. 54. ꝛc.

**) S. Füßli Beyträge zur Reformationsgeschichte des Schweizerlandes.

schnell und stark angehäuft. Aus Mangel gleichförmigen Fortschrittes und verhältnißmäßiger Ausbreitung wurden hie und da die fremden Kenntnisse eben so schlecht angewandt als z. B. in Spanien Indiens Schätze. So wie auf der einen Seite Reichthum, so drohte Armuth auf der andern Seite mit Umsturz. Allerschütternde Gährung, schreckliches Wetterleuchten, Kampf des Lichts mit der Finsterniß — alles verwirrte den Pöbel so sehr, daß er zwischen Engel des Lichts und Geist des Abgrundes, zwischen der Insul des Caliphen zu Rom, zwischen Münzers Blutfahne und zwischen der reinen Fackel eines Zwingli nicht allemal zu unterscheiden im Stand war. Daher jene gesetzlosen, wiedertäuferischen Manzen, Grebel u. a. welche zugleich mit dem Joch der Hierarchie das Band kirchlicher und bürgerlicher Ordnung wegschütteln wollten! Je mehr die Glaubensverbesserer zum Misbrauch der Geistesfreyheit und zu schwärmerischen Cynismus zufällige, obschon noch so entfernte und unschuldige Veranlassung — wenigstens in den Augen der Wiedertäufer — zu seyn schienen, desto mehr hielten sich eben dieselben zur Bezähmung der um sich fressenden Flammen verbunden. Ungeach-

tet

tet aller, bald gelindern, bald strengern Vorkehr, schien von Zeit zu Zeit, unter allerley Farb und Gestalt, der kaum verloschne Feuerbrand sich neu entzünden zu wollen. Immer triumphirt zuletzt die Wahrheit. Indem ihre reine Fackel von Catheder und Kanzel auch über das gemeine Leben, auch auf die Gerichtsstühle und in den Rathssaal helle Stralen verbreitete, sah man neue Staats- und Policeyanstalten entstehen; man sah, bey aller Hochschätzung des claßischen Alterthums das Feld auch der vaterländischen Geschichte und Rechte durch Stumphen, Simler, Bullinger u. a. so wie die Schätze der Naturforschung durch die Wolphen, Conrad Geßner u. s. f. herrlich erweitert.

Mit Aufhebung des klösterlichen Müßiggangs und des ausschweifenden Reislaufens mußten nothwendig republicanischere Sitten, es mußte durchgängige Beföderung der Friedenskünste, des Landbaues und der Gewerbe, es mußte größere, und zwar einheimische (nicht mehr aus der Fremde geborgte) Bevölkerung entstehen.

Wenn schon die Einkünfte der secularisirten Klostergüter noch immer, wie vor der Reformation, zu geistlichem Gebrauch bestimmt blie-

ken, so sind doch die Beamten, die Lehrer und Prediger, die man daraus besoldet, immer auch selber Bürger, sie sind gemeinnützige Diener des Staates, da hingegen die Mönche und Pfaffen vielmal Ausländer, und meistens wenig für das Wohl des Vaterlandes bekümmert gewesen. Die besondern kleinen Staaten im Staate, welche durch entgegengesetzte Kräfte den Fortgang des allgemeinen Besten verhinderten, wurden nun von der allgemeinen Regierung verschlungen, und diese bekam dadurch mehr Einheit, mehr Nachdruck und Ansehn.

Bey allen dem begreift man, daß allemal äussere, zufällige Ursachen zum Wohl der Staaten mitwirken. Vormals wurden durch die Unruhen in Italien die dortigen Fabriken nach Zürich getrieben; unsre eignen Unruhen verjagten sie leider. Der Zwang in Italien brachte uns solche von neuem. Zürich war eine Freystatt für alle diejenige, die um der Freyheit des Gewissens willen sich zu uns flüchteten. Auf diese Weise wurde das Jahr 1554 eine glänzende Epoche unserer Manufacturen *). Der Geist der Intoleranz

*) S. Stumpfen Chronik VI. 10. wie auch in dem Tempe

ranz jagte von Locaro bey zweyhundert Persönen weg, Gelehrte, Fabrikanten, Arbeiter, Weiber und Kinder. Unter denselben befanden sich die angesehenen Geschlechter der Orelli, di Muralto, Dunus. Man fing an, die Seide zu zwirnen auf Mühlen, dieselbe zu färben und in Sammt und Stoffen zu verarbeiten; man machte Tücher und andre wollene Zeuge, wozu die vorher unbekannte Walkmühlen erbaut wurden. Jacob Dunus legte im Jahre 1589. die Burat- oder Creppfabrik an mit Hülfe der Wertmüller, u. s. w. Die Theurung selber, die beynahe in der ganzen letztern Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts regierte, beföderte die Industrie, für welche wohlfeilere Zeiten vielleicht weniger wären müßig gewesen.

Gleichwie indessen in Zürich die Reformation den kaufmännischen Geist aufweckte, so schien in Bern sich noch länger der Kriegesgeist zu erhalten. Bern nämlich und Freyburg durchstreiften mit bewaffneter Hand das Wattland, um das verbündete Genf zu beschützen. Nach verschiedenen

Tempe Helvet. die Rede des Dr. und Chorherrn von Muralt.

nen Feindseligkeiten bemeisterten sich endlich die Berner im Jahre 1536. eins grossen Theils dieser Provinz und andrer Besitzungen des Herzogs von Savoyen an dem Genfersee.

VII.

Politischer Einfluß des Predigtamtes.

Wie ungemein wichtig in der bürgerlichen Gesellschaft das Lehr= und Predigtamt sey, begreift man gar bald, wenn man sich einen Staat denkt, der Jahre lang aller Kirchen und Schulen, aller Unterweisungsanstalten, wenigstens aller öffentlichen, beraubt ist. Das Heidenthum hatte auch Schulen, und für die Jugend auch öffentliche Schulen; den Erwachsenen dienten in Griechenland zu weiterer Aufklärung des Verstandes und zur Verbesserung des Herzens bald Plato's Akademie, bald die Stoa des Zeno, bald Epikurs Gärten. Für das Volk überhaupt aber, welches immer in mancher Absicht Kind bleibt, für dieses findet man schwerlich irgendwo so angemessene Schulen, wie es z. B. die Synagogen sind unter den Juden oder die Kirchen unter den Christen.

Wenn

Wenn jeder Stand um so viel ehrenvoller ist, je größern Einfluß ein solcher auf die menschliche Glückseligkeit hat, so verdienet ohne Wiederrede das Lehr- und Predigtamt besondern Vorzug, da eben ihm das wichtigste Geschäft, die Aufklärung des Verstandes und die Verbesserung des Herzens, überhaupt die Beföderung des Heils in diesem und in jenem Leben anvertraut ist. Auch schon bloß politisch betrachtet, scheint in einem christlichen Staate der Geistliche wenigstens gleicher Hochachtung würdig, wie z. B. der gelehrte Mandarin in dem chinesischen Reiche. Indessen ist jener nicht zu vermischen mit jedem andern weltlichen Beamten. Freylich könnte mit der Bedienung dieser letztern auf einen gewissen Punct das Amt des Lehrers und Seelsorgers vereiniget werden: Nichts desto weniger würde sehr oft die eine Bedienung der andern im Wege stehen. Bald zu groß und unumschränkt wär ein solches in gleicher Person verbundenes, so wol geistliches als weltliches Ansehn; bald zu klein wär das Vertrauen gegen einen Gewissensrath, der auf der einen Seite die Fasces, auf der andern das priesterliche Rauchfaß sich wollte vortragen lassen.

Um so viel grösser würde unumschränktes Ansehn der Geistlichkeit seyn, da kein anderes Amt von so durchgängigem Einfluß ist als eben das Predigtamt. Wir mögen krank oder gesund seyn, wir mögen in Friede oder in Unfriede leben, in jeder Lage befinden wir uns in unaufhörlicher Verbindung mit dem Seelsorger. Auch außer dem wöchentlichen Gottesdienst, wo er uns belehrt und bestraft, dürfen wir in jeder wichtigen Epoche des Lebens ohne ihn nichts thun. Er ists, der uns durch alle die verschiedenen Scenen unsers Daseyns begleitet. Kaum, daß wir auf der Weltbühne erscheinen, ist ers, der uns durch die Taufe in den Schooß der Kirche aufnimmt; kaum daß wir die Arme der Wärterinn verlassen, abermal er, dem der wichtigste Theil unsrer Erziehung, dem unsere Einweihung in die Geheimnisse der Gnadentafel anvertraut ist; sind wir zu dem männlichen Alter gelanget, ohne ihn dürfen wir uns nicht verheyrathen; befinden wir uns unpäßlich, so steht er an unserm Krankenbette; auch wenn wir gesund sind, so hat er als Gewissensrath und Seelsorger ungehinderten Zugang, und uns verläßt er nicht, bis unsere Leiche ins Grab liegt.

So gemeinnützig und eben auch deswegen höchst ehrwürdig auf der einen Seite das Predigtamt seyn mag, so sehr muß sein Ansehn durch die Gesetze des Staates eingeschränkt werden. Dasselbe gleicht dem Feuer und Wasser; so brauchbar und nothwendig sie sind, so gefährlich bey ungehindertem Ausbruch. Wenn der Arzt sich auf die Vorsorge für unsre physische, der Prediger auf die Vorsorge für unsre moralische Gesundheit einschränkt, so erkennen wirs mit Hochachtung und Dankschuld; so bald sich dieselben in unsre ökonomischen und politischen Angelegenheiten einmischen wollen, so dürfen wir sagen: ne sutor ultra crepidam! Der Prediger ist in der großen Haushaltung des Staates eben das, was in einer besondern Haushaltung der Hofmeister oder Erzieher. Beyde, dieser und Hausvater, unterstützen bey den Kindern gegenseitig einer das Ansehn des andern. Wohl darf ersterer mit Bescheidenheit diesen in solchen Sachen zurecht weisen, welche die anvertraute Erziehung betreffen, keineswegs wird er ungebeten in das Comtoir des Hausvaters oder in die Wirthschaft sich mischen. In gewissen Zeiten und Ländern hielt man solche Einschränkung für so wichtig, daß Lehrer und Prediger von

den Raths- und Volksversammlungen ausgeschlossen seyn mußten. Keineswegs scheint indessen eine solche Ausschließung allemal weder billig noch wol ausgedacht. Durch das Lehramt des Zutrittes zu Zunft- und Volkesversammlungen, und damit des Berathschlagungsrechtes oder der Wahlstimme beraubt, findt der Geistliche sich dadurch in seinen eignen Augen und in den Augen des Volkes zu größtem Nachtheil seines Berufes erniedrigt — allzusehr erhöht hingegen eben dadurch, wenn er zur Schadloshaltung sich eine eigene Landesgemeine in dem Hause Gottes, eine besondere Tribune auf der Kanzel errichtet; wenn er, was er für seine eigne Person an politischem Einfluß verliert, gedoppelt in dem Esprit du Corps wieder gewinnt und mit seinen Amtsgenossen einen Staat im Staate ausmacht. Auf solche Art entsteht auch in protestantischen Ländern eine Art Hierarchie, desto gefährlicher, je weniger sie offenbar ist. Gleichwie die römische Bischöfe in die Stelle der heidnischen Druiden getreten, eben so suchen protestantische Superintendenten sich das Recht des Episcopats anzumaßen. Wie oft ward nicht ein Senat durch theologische Bedenken gehindert? Wie oft trotzten nicht Consistorien und Synoden

dem

dem Staate? Wie oft glichen nicht, wie ein geistreicher Kopf sagt, die Kanzeln Hannibals Schiffen, angefüllt mit Schlangen und Nattern? Auch unbewaffnet gleicht ein fanatischer Clerus, ausgerüstet mit Donnerkeilen des Himmels, jenem römischen Kriegsheer, das bald dem Volk, bald dem Kaiser gefährlich geworden? Selbst ein grosser Reformator, wie Calvin war, vereitelte durch Schmähpredigten obrigkeitliche Verfügungen *); auch ein verehrungswürdiger Leo Judä beleidigte auf ähnliche Weise von öffentlicher Kanzel die Regierung in Zürich **).

Die Prediger, um ihren unumschränkten Anmaßungen einigen Vorwand zu geben, verbergen sich gerne unterm Schilde eines unmittelbaren Berufes; auf solche Art beredt sich dieser und jener, wenigstens en mignature ein Päbstlein zu seyn. Freylich lacht man heut zu Tage, wenn man sich erinnert, daß Stapleton in einer Zueignungsschrift Gregor XIII. Sanctissimum et beatissimum patrem, planeque supremum in terris Numen nennt; man lacht über den veronesischen Geschicht-

*) Beza in vita Caluini.

**) Miscell. Tigurin. im Leben Leo Judä.

schichtschreiber Paul Emil *), wenn er der Gesandten, welche im Jahr 1282. nach der sicilianischen Vesper von Palermo an Pabst Martin IV. geschickt worden, in folgenden Ausdrücken erwähnt: ad pedes illius strati, velut pro ara hostiaque Christum agnum Dei salutantes, illa etiam ex altaris mysteriis verba supplices effarentur: Qui tollis peccata mundi miserere nostri. Allein wird man auch lachen, wenn erst noch im Jahre 1777. zu Rostock eine Untersuchung der Vorzüge des Lehr- und Predigtamtes erschienen **), in welcher S. 30. x. ausdrücklich gesagt wird: „Die Lehrer der Kirche sind nicht nur bloß thätige Austheiler der Vergebung der Sünden; sie „sind auch Fürbitter und Fürsprecher der Menschen, Vertreter und Vermittler derselben bey „Gott.„ Wird man auch lachen, wenn Joseph Gedeon in einer Schrift vom Jahr 1776. über Schwärmerey, Toleranz und Predigtwesen S. 35. jeden Prediger zum Jsaias und Elisa erhebt? Gerade als wäre kein Unterschied zwischen ordentlichem und außerordentlichem Beruf, zwischen gewöhn-

*) S. Paul. Æmil. de reb. gest. Francor. B. VII.

**) S. allg. teutsch. Biblioth. Band XXXVI. St. 2. No. IX.

wöhnlicher und zwischen theocratischer Verfassung, zwischen leidender und zwischen herrschender Kirche oder zwischen ecclesia constituenda und constituta! Wol geschieht noch immer der Beruf der Prediger nach göttlicher Ordnung, aber es geschieht durch Menschen, entweder durch die ganze Gemeinde, oder durch die Obrigkeit als den Repräsentanten derselben. So weit war es entfernt, daß die Apostel einen obrigkeitlichen Beruf sollten gehabt haben, daß sie vielmehr von den damaligen Obrigkeiten unter Juden und Heiden verfolgt wurden. Umsonst wenden die heutigen Prediger ein, daß sie nicht in eigner Person, daß sie im Namen Gottes, wie die alten Propheten, zum Volk reden und daß sie als Gesandte des Himmels niemand als dem Himmel allein Rechenschaft ablegen müssen. So lange darf man eine solche Anmaßung verwerfen, bis diese neuen Propheten und Apostel dieselben Beglaubigungsscheine, wie die alten, bis sie zum Beweis ihres göttlichen, und zwar unmittelbar göttlichen Berufes Wunder und Zeichen, und Weissagungen und Offenbarungen, bis sie ein ganz unsträfliches Leben, bis sie unbedingte Aufopferung der Güter, des Leibes, des Lebens, kurz, Fesseln und Bande,

Kreuz und Marter aufweisen werden. Wie sehr der Name eines göttlichen Gesandten dem Misbrauch ausgesetzt sey, erhellt gar bald, wenn wir auf folgende Betrachtungen Acht geben:

Ein Gesandter nämlich stellt seinen Souverain vor. Je größer dieser, desto ehrwürdiger jener. So wenig wollten indessen die Apostel die Gottheit vorstellen, daß sie vielmehr mit Abscheu die göttlichen Ehrenbezeugungen von sich ablehnten, die der Aberglaube ihnen zu erweisen geneigt war. — Ferner wird ein Gesandter an niemand als an Souverains abgeordnet. Und wie ist es denn möglich, den Lehrer sterblicher Menschen mit einem Gesandten zu vergleichen? Höchst profan ist es, dem griechischen Ausdruck, welcher eben so gut schlechtweg einen Boten als einen Gesandten bedeutet, vielmehr die letzte als die erstre Bedeutung zu geben.

Den Prediger kann man, wie beynahe jeden Sterblichen, von zwo verschiedenen Seiten betrachten, entweder bloß für seine Person, als Mensch, oder in Verbindung als Glied seines Standes. Durch Verschiebung dieser beyden Gesichtspunkte läßt man sich oftmals verführen, den Menschen selbst zuzueignen, was nur dem Stande

de allein zukömmt, oder diesem Schuld zu geben, was nur jener verschuldet. So lang der Prediger auf der Kanzel oder bey Hausbesuchungen genau bey den Vorschriften des Evangeliums bleibt, verdient er alle Achtung seines würdigen Amtes; so bald er hingegen öffentlich oder besonders sich mit Rath und That in weltliche Dinge einmischt, so hört er in dieser Zwischenzeit auf, Prediger zu seyn; sein Thun und sein Reden gilt mehr nicht als jedes andern Menschen und Bürgers, und er ist davon, wie jeder dieser letztern, den politischen Gesetzen Rechenschaft schuldig. Oder warum sollt er unbedingter Freyheit besitzen, als z. B. der Richter oder Senator, welcher dem Privatmanne gleich ist, so bald er vom Richterstuhl herabtritt?

Ungeachtet alles bisherigen wird man gerne gestehen, daß die Geistlichkeit in corpore ein sehr angesehener Stand sey. Ein ehrwürdiger und rührender Anblick ist es, von Zeit zu Zeit dieselbe mit den Vätern des Staates versammelt zu sehn, keineswegs um richterliche Aussprüche, wol aber um gemeinnützige Vorträge und Berathschlagungen zu machen. Eine solche Zusammenkunft möchte man allenfalls mit einer feyerlichen Prüfung vergleichen, welche Vater und Hofmeister an-

stellen, um gemeinschaftlich über die Hindernisse so wol als über den glücklichen Fortgang der Kinderzucht mit einander zu reden.

So wol in solchen Kirchenversammlungen als auch überhaupt auf der Kanzel bedarf der Geistliche einer außerordentlichen Behutsamkeit. Man hat bisher so viele Bücher über die Pastoralklugheit geschrieben, und in allen vermissen wir noch den ungemein wichtigen Abschnitt von der Kanzelklugheit oder von dem gehörigen, engern oder weitern Umfang der Predigerfreyheit, welche eben so wol als die Freyheit der Priester durch Gesetze sollte eingeschränkt werden. Die Wirkung einer Rede, die gehört wird, ist schneller, stärker, ausgebreiteter, als der Eindruck eines schriftlichen Aufsatzes. Der Vortrag des Predigers geschieht vor allerley Leuten, zu welchen wenige Schriftsteller mit ihren Büchern Zutritt erhalten; wohin auch diese letztern sich einzuschleichen im Stande sind, immer haben sie doch kein anders als ihr eigenes, inneres Gewicht; der Predigt hingegen scheinen Ton und Mine und Gebehrden, und Feyerkleid und Seelsorgerwürde ganz außerordentlichen Nachdruck zu geben.

Damit ja diese ganze furchtbare Waffenrüstung nicht zur Beföderung persönlicher Leidenschaften oder zur Unterstützung besonderer Factionen, kurz, damit sie nicht zum Nachtheil entweder dieses oder jenes Particularen oder auch der öffentlichen Ordnung von irgend einem irrenden Kirchenreiter misbraucht werde, so sollte man billig jeden seiner Waffenrüstung berauben, der die Schranken des Lehrers und Predigers mit dem Rostrum des Anklägers vertäuscht oder wol gar die Kanzel zum Richterstuhl macht. Der Prediger sollte sich von dem Lärmblasen eben so wie der bescheidne Satyriker von dem unbescheidnen Pasquillanten unterscheiden. Dem einen wie dem andern ist die Erwähnung solcher persönlichen Vergehungen verboten, die vor das politische Forum gehören. Wie viele lieblose pharisäische Urtheile werden nicht durch Anführung solcher Specialitäten erzeugt. Wie oft geht nicht dadurch der Credit eines Rechtschaffnen zu Grunde, der ohne Credit weder sich selber noch andern weiter zu nützen im Stande ist? Wie manchmal werden nicht auf solche Weise die Schwachen erschreckt und geärgert, wenn man, anstat von der Abscheulichkeit des Lasters, z. B. des Ehbruchs, des Diebstahls,

des Unglaubens u. s. w. zu reden, ohne Noth der Ehebrecher, der Diebe, der Ungläubigen, mitten in unsrer Gemeine, ja wol gar in diesem oder jenem eingeschränkten Kreise oder Collegium gedenkt und gleichsam mit dem Finger auf einen oder Wenige deutet? Und wenn vollends die Versammlung der Christen zu einem Auto-da-fe gegen diese und jene Sectirer, Ketzer, Ungläubige entflammt wird, welche Aergerniß, welche seelenverderbliche Zweifelsucht muß nicht unter dem Pöbel, der nicht länger weis, wie er dran ist, durch dergleichen Invectiven entstehn? Ungemein verehrungswürdig ist in dieser Rücksicht ein preußisches Edict von Friedrich Wilhelm, unterm 26. Sept. 1737. Zum Beschluß meines Aufsatzes aus demselbigen einige Stellen: — „Das Schelten auf „falsche Lehrer und Irrgeister, wenn es auf die „Art geschieht, daß dadurch öffentliche, und von „uns bestellte Lehre r verstanden werden können, „finden wir deswegen schädlich oder wenigstens „von keinem Nutzen zu seyn, weil auf dergleichen „allgemeine Anzeige dennoch keine Untersuchung „wider jemand insbesondere angestellt und die „Sache remedirt werden kann, wol aber rechtlehrende Lehrer, ehe und bevor sie eines Irrthums

„recht-

„rechtlich schuldig befunden werden, desselben ver„dächtig gemacht und zur Ungebühr beschuldigt „werden; der unwissende Haufe aber, der am we„nigsten geschickt ist, davon zu urtheilen, zum Rich„ter gesetzt, und sich zu sündigen verleitet, folglich „die Erbauung wol gehindert, aber nicht befördert „wird. Zu geschweigen, daß so wol unter Predigern, „als andern, viele theils wegen ihrer schlechten „Einsicht, theils auch wegen der Herrschaft ihrer „Affecten nicht im Stande sind von gesunder oder „irriger Lehre ein gegründetes Urtheil zu fällen und „daher ihrer Beurtheilung nicht überlassen werden „kann, wer vor irrend oder rechtlehrend öffentlich „auszurufen oder zu halten sey; über dieses auch, „wenn wider die irrig lehrenden, ohne Benennung „der Personen, so eigentlich dadurch gemeynt sind, „öffentlich gelehrt oder geprediget wird, solches von „den Zuhörern leicht auf dergleichen Leute gezo„gen werden kann, auf die der Prediger selbst nicht „einmal gedacht hat.„ — — —

VIII.

Ueber den guten Geschmack in der Kanzelberedsamkeit.

Cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deseret hunc, nec lucidus ordo.

Horat. ad Pisones.

Ohne öffentliche Versammlungen würde auch weniger Gemeinschaft unter den Sterblichen; weniger Gleichförmigkeit in der Denkart, in den Sitten und in den Gebräuchen statt haben. Wir wollen für einmal die Kirchen und Bethäuser, die Schulen und Tempel, nur in demjenigen Gesichtspunkt betrachten, in welchem die Opferaltäre, die Schauplätze, die öffentlichen Spiele, von den alten Gesetzgebern eingeführt worden; die gleichen Tugenden, die gleiche Religion, die glei-

chen häuslichen Andachten, alles beybehalten, wollen wir uns seyn lassen, wie es ohne einen öffentlichen Kultus, ohne Kirchen und Schulen, mit dem Nationalgeist, mit den herrschenden Grundsätzen, mit den gemeinschaftlichen Gesinnungen aussehen würde. Der verschmitzte Julian begriff gar wohl, daß mit jenen auch diese weit geschwinder und leichter als durch alle Verfolgungen zerstört werden könnten. Ohne Rücksicht auf die Religion selber, was für ein rührendes Schauspiel, von Zeit zu Zeit ein ganzes Volk, alle, auch die verschiedensten Stände, die entgegen gesetztesten Häuser, die ungleichsten Charakter, in den gleichen Mauren, und aus den gleichen Absichten, wie Brüder, wie Kinder und Genossen einer einzigen Haushaltung vereinigt zu sehen? So unmerklich, wegen einer mechanischen Gewohnheit, der Eindruck dieser öffentlichen Versammlungen auf die allgemeine Theilnehmung und Eintracht seyn mag, so würden wahrscheinlich die Menschen unter einander noch weit fremder und gleichgültiger werden, wo sie nicht bisweilen aus ihren besondern Häusern, aus ihren kleinern getrennten Gesellschaften, sich, gleichsam von jedem Privatinteresse befreyt, da wieder fänden, wo sie alle

das gleiche allgemeine Interesse der Menschheit vereinigt. Hier ist es, wo sich das Kind und der Greis, der Herr und der Bettler, der schwächste Kopf und das ausgebreiteste Genie, in ihrer ursprünglichen Gleichheit, als Geschöpfe einer Gattung, als Kinder eines Vaters, als Schlachtopfer des gleichen Todes, als Erben der gleichen Unsterblichkeit wieder erkennen *).

Wenige

*) So erzählt der Verfasser der Histoire philosophique et politique des etablissements & du Commerce des Européens dans les deux Indes, daß so unübersteiglich immer die Grenzscheide seyn mag, welche in Malabar die Leute von verschiedenem Stand und Beruf absöndert, sogar daß sie nicht einmal unter einander heurathen, beysammen wohnen und essen dürfen; so sehr vermischen sie sich wieder bey der Wallfahrt nach dem Tempel des Jagrenort, dem Tempel des höchsten Wesens. Da bringen gemeinschaftlich der Bramine, der Raja oder Nair, der Landmann und der Handwerker, alle ihre vereinigten Opfer, alle essen und trinken beysammen. Hier erinnern sie sich, daß die Vorzüge des Ranges von einer menschlichen Einrichtung herrühren, und daß die Menschen unter einander Brüder sind, und alle von einem Gott herkommen.

Wenige haben so viele Unempfindlichkeit, oder so viel philosophischen Gleichsinn, daß sie nicht der Anblick einer feyerlichen Versammlung auch wider Willen mit einer gewissen Eifersucht, mit einer Art elektrischen Enthusiasmus erfülle; wenn dieses in dem Gerichtssaal, wenn es in einer gelehrten Akademie, wenn es auf einer Landsgemeinde, wenn es im Schlachtfelde geschiehet, warum denn nicht vielmehr da, wo wir alle in der gleichen, in der wichtigsten Angelegenheit gleichsam unmittelbarer und näher vor Gott stehen?

Und woher dann jene unverantwortliche Gleichgültigkeit, mit welcher wir uns in dieser hohen Versammlung einfinden? Ohne Zweifel von der Gewohnheit, die alle unsre Empfindungen der Neuheit, und mit ihr des Lebens beraubet. Alle Wochen, alle Tage gehet man zur Kirche. Immer ist man seit vielen Jahrhunderten zur Kirche gegangen. So wie die Andacht, so ist auch die Gleichgültigkeit ansteckend. Der Prediger sagt uns entweder, was man in tausend andern Predigten gesagt hat, oder um uns vor dem Schlaf zu verwahren, ist er gezwungen, auf neue Wendungen und Kunstgriffe zu denken; daher theilen

sich die Fehler seines Vortrags von selber in zwo Klassen. Entweder ist er im Ausdruck, oder doch in der Sache eintönig. Seine Predigten haben sich von seinen Vorfahren auf ihn heruntergeerbet, und er spielet mit uns wie Ludwig mit seinem Beichtvater, dem er immer die gleichen Gerichte aufstellte. Ist der Ton von einem Prediger einmal gegeben, so pflanzt sich derselbe von Geschlecht zu Geschlecht fort. Wie oft habe ich nicht schon von einem Festtage zum andern den gleichen Vortrag anhören müssen? Könnte ein Todter aus dem Grabe hervorkommen, und einen solchen Redner anhören, würde er aus seiner bloßen Rede vermuthen, daß seit seinem Absterben ein anders Zeitalter, andre Geschlechter der Menschen, eine andre Denkart und andre Sitten entstanden?

Willig werde ich unterdessen zugeben, daß die Wahrheit eine und eben dieselbe, daß es die gleiche sey, die man immer lehren wird, und die man immer gelehrt hat; Vielmehr ist diese Analogie, diese Fortwährung ein wesentliches Merkmal derselben: Gleichwol so ungereimt es seyn würde, eine Veränderung in der Sache selber, ist es nicht eben so ungereimt, keine solche in der Methode, in der Wendung der Beweise, in der

Spra-

Sprache, in der Wahl der Bilder zu suchen? Haben uns doch die Apostel auch hierüber ein Beyspiel gegeben; man vergleiche den Vortrag, dessen sie sich gegen die Juden, mit demjenigen, dessen sie sich gegen die Griechen bedienten. Ist es zu glauben, wenn ein Petrus, ein Paulus noch heut zu Tage unter uns aufstehen würden, daß sie nicht die gleichen Vorstellungen, die sie bey ihren Lebzeiten gemacht hatten, zwar beybehalten, aber nach den Umständen der Zeit, des Orts, der Personen umbilden sollten? Mit unbeschreiblicher Mühe durchgängig angenommene Sätze beweisen, ist eben so lächerlich, als am hellen Mittage das Daseyn der Sonne beweisen: Meynungen und Irrthümer bestreiten, die seit Jahrhunderten ausstarben, heißt es nicht, dieselben entweder wieder aufwecken, oder doch gegen Windmühlen fechten?

Wenn aber die Kanzelberedsamkeit noch itzt durch solche Fehler verunstaltet wird, geschieht es nicht aus einer abergläubischen sclavischen Anhänglichkeit an die großväterlichen Systeme? Geschieht es nicht aus denkloser Unwissenheit, aus steifer Pedanterie, aus träger Nachläßigkeit, aus Mangel des Umgangs mit der Welt und mit den neuen Schriftstellern?

Gleichwohl finden wir, daß der Pöbel solche abgeschmackte Prediger einem Ulrich oder Tobler vorzieht; und warum nicht, da denselben wegen der geläufigen Töne und Redarten auch die Vorstellungen geläufig und verständlich vorkommen, da sie durch keine ungewohnten Begriffe aus ihrer Trägheit und Denklosikeit aufgeweckt werden?

Wenn wir unterdessen sehen wollen, wie eine Predigt sich von ihrer Vollkommenheit entferne, so müssen wir uns zuerst von einer guten Predigt ein gewisses Ideal machen.

Hier setzen wir beyseite, was eine solche mit einer schönen Rede überhaupt gemein hat, und wir betrachten dieselbe vornehmlich in Absicht auf ihren Gegenstand, und in Ansehung ihres Endzwecks.

Die Predigt ist keine akademische oder gelehrte Abhandlung, also darf sie auch nicht so trocken, so abgezogen und spitzfündig seyn; sie ist nicht für den Gerichtsstuhl, für das Rostrum, für die Versammlung des gesetzgebenden Volkes, für das Kriegsheer, wo die Leidenschaften zu einem unaufhaltsamen Entschluß müssen erhitzt werden; also darf sie nicht bloß eine Täuschung des Geistes, eine Erschütterung der Einbildungskraft

seyn. Sie ist für den Haufen, sie muß nach seiner Begreiflichkeit seyn.

Für den gesunden Menschenverstand.

Für das Herz und die Empfindungen.

In einer popularen Sprache.

In den Beweisen und Gründen, in der Anlage und Oekonomie der Vorstellungen, bedient sie sich mehr der analytischen als der synthetischen Lehrart; sie steigt von den einfachen zu den verwickelten, von einzelnen Beobachtungen zu allgemeinen Lehrsätzen hinauf; nicht von diesen zu jenen hinunter; kurz: sie folget mehr dem Gang der Natur als den gekünstelten Regeln der Schule.

Es giebt Leute, welche glauben, daß eine Predigt nur zu dem Verstand rede; wenn dieser, sagen sie, überzeugt ist, gern wird der Wille ihm folgen; ihn unterdessen zur Ueberzeugung vorzubereiten, muß man nicht vorher die Aufmerksamkeit reizen, muß man nicht die Leidenschaften ins Spiel bringen?

Und wenn auch ohne deutliche Einsichten, ohne erwiesene Grundsätze, keine dauerhafte Besserung statt haben kann, wird dieses die Rührung ausschliessen? Eine falsche Rührung, man kann es nicht genug sagen, eine fieberhafte Bewegung

ist zweydeutig, gefährlich, und der Würde des Gegenstandes zuwider. Giebt es aber nicht eine andere? Und worinne mag sie bestehen? Der Wille, was ist er im Grunde wol anders als der Verstand, den seine Vorstellungen zu Entschlüssen und zu Handlungen bestimmen? Der abstrackte und symbolische Ausdruck dieser Vorstellungen ist zu geistig, er verfliegt aus dem Gedächtniß des Pöbels, wenn er nicht gleichsam verkörpert, und in sinnliche Bilder eingefaßt wird. Gleichwie sich die alten, ägyptischen Priester, zur Mittheilung ihrer religiosen Begriffe, einer hieroglyphischen Sprache und mythologischer Bilder bedient hatten, so müssen auch heut zu Tag noch die Prediger jene tiefsinnigen Wahrheiten von Gott, von der Seele, von der Ewigkeit, in die Sprache der Sinnen und der Einbildungskraft einkleiden; sie müssen, nach dem Beyspiele der heiligen Schriftsteller, ihre Beweise in Bildern, und ihre Beweggründe in Empfindungen vortragen; die einen und die andern müssen in der Predigt wie in der Tonkunst die Worte und die Töne sich unterstützen.

Man wirft unterdessen nicht ohne scheinbaren Grund ein, gleichwie der Donner eines Geschützes

das

das Gesums einer Biene, oder überhaupt eine stärkere Empfindung den Eindruck einer schwächern unmerklich mache, so vergesse man auch über den sinnlichen Zeichen den reinen Begriff des Verstandes; über dem Bild oder der Anspielung, über den Ausdruck oder der Wendung den dogmatischen Grund, und die theoretischen Beweise. Dieser Einwurf trifft gleichwol nur die überspannten, nicht die gemäßigten Bewegungen, deren Eindruck mit dem Eindruck des gegründeten Vortrags proportionell ist. Dürfen wir gleich von dem geistlichen Redner nicht den Donner eines Demosthenes, und den Strom eines Tullius, dürfen wir denn von demselben nicht gelindere Bewegungen erwarten? Bewegungen, die sich aus den Beweisen gleichsam von selber wie Bäche aus ihren Quellen ergießen! Freylich wird dadurch der Zuhörer gerne verführet, daß er bey der Empfindung stehen bleibt, ohne daß sie in Handlungen ausbricht, daß er einen flüchtigen Schauer für wirkliche Buße, eine ausgepreßte Thräne für Mitleiden ansieht. Dieses geschieht unterdessen gewöhnlich nur bey solchen pathetischen Vorstellungen, die in einem leeren O und Ach, in unvorbereiteten Ausrufungen, in übel verbundenen Figuren

ren bestehn, und eben deswegen wie ein Meteor glänzen und wieder vergehen. Wenn die Bilder und Gleichnisse, die rührenden Vorstellungen, in dem gehörigen Ort und in dem rechten Maaße angebracht sind, wenn sie sich aus der Natur der Sache, aus den Beweisen selber ergeben, so werden sie auch leicht wieder an dieselben erinnern, und wenn sie es nicht allemal thäten, sollte es den Prediger Mühe kosten, seinen Zuhörern begreiflich zu machen, daß Thränen noch lange nicht Verbrechen wegwischen, daß Wünsche und Seufzer nicht thätliches Mitleiden sind? Ein Unglück ist es, daß gemeiniglich die pathetischen Vorstellungen nicht aus der Natur, sondern aus der verschönerten Natur hergeholt sind.

Ich will zum Beyspiel den Zuhörer zu Werken der Liebe und der Wohlthätigkeit anreizen, ich führe ihn in die Hütte des Armen, und zeige ihm wie seine Kinder nach Brod ächzen, wie er ohne Kleider und Wärme kaum dem Unwillen des Wetters begegnet, wie Kranheit und Hunger an seinem Eingeweide nagen; — was werde ich mit der beredtesten Schilderung ausrichten? Nicht selten wird mein Zuhörer auf eines von beyden Extremen gerathen; trifft er in der Natur, in der

wirk-

wirklichen Welt einen solchen Elenden an, bald wird er sich bereden, da den Gegenstand meiner Schilderung zu finden, wo er nicht ist, und er verschwendet unzeitige Wohlthaten; bald wird er, wo er den würdigen Armen wirklich antrift, denselben unter ekelhaften, anstößigen Nebenumständen verkennen, und er bleibet gleichgültig, bloß weil einige romantische, pathetische Nebenbegriffe zur Anfeurung seines Wohlwollens mangeln.

Doch wir wollen nun einmal voraussetzen, die Predigt sey überhaupt zur Aufklärung des Verstandes, und zur Rührung des Herzens bestimmet, so fragt es sich itzt, wie ihre Sprache und ihr Ausdruck beschaffen seyn müssen. Die Worte sind Zeichen der Begriffe. Gleichwie der Prediger seine Begriffe, so muß er auch seine Worte nach der Beschaffenheit des Volkes einrichten; er muß seine eigenthümliche Sprache nach der Sprache des Volkes zuschneiden. Nur nach und nach, wie sich überhaupt eine Nation und ihre Sprache vervollkommen, wagt es auch der Homilet die Kanzelsprache zu vervollkommnen. Wechselsweis erhebt er den Zuhörer zu sich hinauf, und läßt sich zu demselben hernieder. Ueberhaupt redet er

die

die Sprache des Haufens, der Welt und des gewöhnlichen Umgangs. Weg mit unverständlichen Kunstwörtern, mit gelehrten Anspielungen, weg mit spitzfindigen Gegensätzen, mit gekünstelten Wortfügungen, mit langen in einander geschlungenen Perioden! Der Styl muß popular, das ist, nicht überhaupt in sich verständlich und sinnlich, er muß es für das Volk seyn. Auf der einen Seite also nicht zu niedrig, auf der andern Seite nicht zu erhaben; damit werden zugleich die poetischen schwülstigen Reden, und die pöbelhaften Postillen, die Schwänke eines Abraham von St. Clara verbannet.

Die Sprache hat wenig eigentliche Ausdrücke, gewöhnlich besteht sie aus Metaphoren und Bildern. Diese müssen, wenn es möglich ist, nicht bloß verständlich und deutlich, sie müssen auch rührend und einnehmend seyn.

Alle Bilder und verblümte Redarten sind entweder lokal, oder es sind Bilder der Natur, die allgemein bekannt sind; Lokalbilder, z. B. die Anspielungen auf den Opferdienst, auf die olympischen Spiele, auf die Gebräuche der Alten,

ten, können ohne weitläuftige Erklärung nicht verstanden, noch weniger rührend gemacht werden; z. B. mit weißen Kleiderr angethan werden, Palmen und Kronen empfangen, von den Bächen der Wollüste getränkt werden, — wenn auch unser Zuhörer mit diesen Bildern die abgezweckte Begriffe verbindet, werden sie ihm wol jemals, ich will nicht sagen so bedeutend, aber so reizend als einem Morgenländer vorkommen, der damit die höchste Herrlichkeit, die größte Glückseligkeit verbindet, der in seinem durstigen Clima, bey einer außerordentlichen Seltenheit der Bäche und Flüsse, eine besondre Wollust empfindet, wo er sich bey einer Quelle labet? Solche Bilder müssen also sehr sparsam und mit Behutsamkeit, nicht ohne Umschreibung angebracht, oftmals mit bekannten ähnlichen Bildern vertauscht werden: Darum läugne ich keineswegs, daß, in so fern man einen geübten Zuhörer voraussetzen darf, solche originale, schriftmäßige Redensarten ein gewisses heiliges Aussehen, eine gewisse Kraft haben, welche durch jede Versetzung oder Abänderung wo nicht entweiht, doch geschwächt wird. Gleichwol möchte ich den Aberglauben gegen Buchstaben, Töne,

Worte

Worte und Bilder, nicht so weit treiben, daß ich lieber unverständlichere, nur weil sie schriftmäßig sind, verständlichern, die es nicht sind, vorziehen wollte. Der Geist Gottes giebt uns hierinn selber ein Muster *). Esaias redt in andern Ausdrücken als Amos; der gleiche Verfasser redt anders mit den Juden und anders mit den Griechen. Jesus bedient sich weit öfter

*) C. Geßner bemerket in seinem Mithridates, daß die heiligen Schriften in verschiedenen Sprachen und in einem verschiedenen Styl verfaßt worden; ut à Iudaeis, tanquam indignis, Deus opt. max. gratiam suam merito abstulit, & externis gentibus communem fecit: Ita etiam novum Testamentum non hebraica lingua, sed potius Graeca, ceu apud caeteras gentes clarissima doctissimaque conscribi voluit. Die Sprache wird wie die Nationen, durch die Veränderung des Zeitalters, der Verfassung, des Klima gleichfalls verändert. Ein nordisches Volk wird sich niemals wie ein morgenländisches ausdrücken. Es ist im Gesetz geschrieben, heißt es 1 Cor. 14, 21: Ich will mit andern Sprachen und mit andern Lippen zu diesem Volk reden. Man vergleiche damit Jes. 18, 11.

rer solcher Bilder, die aus der allgemeinen Natur der Dinge hergeholt sind, als der Lokalbilder; seine Gleichnisse sind weit seltner von den besondern Gewohnheiten der Juden, als von den gemeinsten, bekanntesten Gegenständen, von dem Salz der Erde, von dem Mehl, von dem Weinberg, von dem Saamen und Ackerfeld, von der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Bäume, von dem guten Weizen und dem Unkraut, von den Schaafen und Böcken, mit einem Worte, von den allgemeinsten und natürlichsten Dingen hergeholt. Eben so müssen auch wir unsre Vorstellungen durch gewohnte und bekannte Dinge erläutern, wir müssen dieselben in der Sprache des täglichen Lebens vortragen; diese Sprache hat ihre Würde, in so ferne dieselbe von allen niedrigen, gemeinen, unedlen Nebenbedeutungen gereiniget wird. Ohne Zweifel kann man popular reden, ohne pöbelhaft, ohne die Sprache der Schenken,

der Buden, des Fischmarktes zu reden. Bisweilen sind zwar die Worte eben dieselben, aber ihre Anwendung, ihre Vermischung, ihre Lage, der Ton, womit man sie ausspricht, die Absicht des Ganzen, die Umstände des Orts und der Personen, alles dieses giebt ihnen einen Werth, eine Würde, welche sie sonsten nicht haben. Weit lieber wollte ich auch diese Würde, diese Hoheit und Heiligkeit des Ausdruckes völlig vermissen, wenn der Zuhörer darüber versucht würde, Wort mit Begriff zu verwechseln, und abergläubischerweise dem Ton allein eine physische, magische Kraft zuzuschreiben. Was wirken nothwendig solche unverständliche, verblümte, geweihte Ausdrücke? Schwärmerey und Fanaticismus bey schwachen Seelen — und bey kalten Gemüthern bleiben sie gar ohne allen Eindruck, wo sie nicht in die bekanntere Sprache des Umgangs und des gewöhnlichen Lebens übersetzt werden.

Ich

Ich will hier nicht wiederholen, was Spalding, Resewitz und andere hierüber gesagt haben; vielmehr werde ich suchen, einem Misbrauch zu steuren, der mit ihrer angepriesenen Methode ziemlich nahe verbunden zu seyn scheinet. Wir finden nämlich in den ältesten Geschichten der Kirche, daß unvermerkt, da man sich von dem buchstäblichen Verstand der heiligen Bücher entfernt hatte, ihre Vorstellungen durch allerley menschliche Zusätze, Unterscheidungen, Erklärungen verunstaltet, und die reine Wahrheit des Christenthums mit platonischen, gnostischen und andern Irrthümern befleckt worden. Ungerne würde ich es also der Willkühr jeden Lehrers heimstellen, wie er die so gewöhnlichen Redensarten der Apostel, Ablegung des alten und Anziehung des neuen Menschen, Wiedergeburt, Leben Christi in uns, Kreuzigung des Fleisches, Aufopferung, Gerechtigkeit, Kampf des Glaubens, u. d. m.

ohne Weglassung der nothwendigen, und ohne Hinzusetzung willkührlicher Nebenideen, nach dem heutigen Sprachgebrauch einkleiden wollte.

Wem allein kömmt es denn zu, diese Begriffe zu bestimmen, und dieselben durch übliche Worte begreiflich zu machen? Ohne Zweifel der Kirche, oder denjenigen, welchen sie dieses wichtige Geschäfte aufträgt. Fürnehmlich scheinen es folgende zwey Mittel, wodurch dem Volk der Kanzelvortrag faßlicher gemacht wird. Das erste wär eine Uebersetzung der heil. Schriften, welche eine richtige und tiefe Einsicht in die Grundsprachen, sowol in die Alterthümer und die Kritik, als auch eine Kenntniß der neuern Sprache, der Sprache des gemeinen Lebens, der Fähigkeit des Volkes und des Nationalgeistes voraussetzt. Das andre Mittel wären gewisse vorbereitende Einsichten und Uebungen, welche der Prediger bey seinen Zuhörern sollte voraussetzen können; dahin gehören gewisse

Erbauungsschriften, und besonders eine Art von Lexicon, wo mit Vorbeygehung aller überflüßigen, aller unverständlichen Gelehrsamkeit, in alphabetischer Ordnung die Hauptbegriffe der Offenbarung, die am öftersten vorkommenden Worte und Ausdrücke, könnten erklärt, und in einer popularen Sprache vorgetragen werden. Außer den Schriften sollte dieses in Catechisationen, oder auch wöchentlich ein oder etliche mal in aneinander hangenden Vorlesungen und Auslegungen der Bibel geschehn.

Wie vieles könnte nicht auf diese Weise der Prediger, als schon zum Voraus behandelt voraussetzen? Und was würde wol alsdenn der Inhalt und der Gegenstand seiner Vorträge seyn? Ich fühle mich zu schwach, als daß ich hierüber eine Entscheidung thun möchte. Eine Predigt, sagt man, ist eine heilige Rede, das ist, ihr Innhalt ist nichts geringers als Gott, als die unsterbliche Seele, die

Ewigkeit, u. s. w. Nach dieser zuallgemeinen Erklärung sehe ich nicht, wie z. B. Spaldings Abhandlung über die Bestimmung des Menschen, Jerusalems Betrachtungen über die Religion, von einer Predigt unterschieden seyn würden, es wäre denn, daß die Form und der Ausdruck allein den Charakter der Kanzelberedsamkeit ausmachen sollten. Wir wollen diesem Begriff nachgehen. In dem Anfange der Kirche war dieselbe nach dem Vorbilde der Synagoge gebildet. In der Synagoge wurde das Gesetzbuch gelesen und paraphrasirt. Noch etwas ähnliches geschieht in unsern wöchentlichen Abendpredigten. Und ohne Wiederrede ist diese Art von öffentlicher Religionsübung die gemeinnützigste, diejenige, welche allen andern zur Grundlage dienet. Aber blieben die ersten Lehrer der Kirche, blieben die Apostel, blieb Christus selber bey dieser einzigen Art stehen? Man vergleiche mit unsern heiligen Reden die Reden Christi,

ski, die Reden eines Petrus, Paulus und der übrigen Lehrer. So gleich sie einander in dem Inhalt und Gegenstand, so verschieden scheinen sie gleichwol in der Form, und in der äußerlichen Einrichtung zu seyn. Man vergleiche zum B. mit unsern sonntäglichen Predigten die Rede eines Petrus, 2 Cap. Geschichtb. die er an dem Pfingstfeste zu Jerusalem, und die Rede eines Paulus, 17. Cap. Geschichtb. die er auf dem Areopagus zu Athen hielt, wie viel Feuer, wie viel Kraft und Beredsamkeit, welche durch keinen Zwang des Textes, der Abtheilungen, der Eingänge und der Zueignungen gehemmt worden! Ich erinnere mich irgendwo bey Voltairen gelesen zu haben, daß der Text eben kein wesentlicher Theil von einer Predigt seyn müsse, und daß derselbe oftmals dem Vortrage Fesseln anlege. Voltaire scheinet hierinne von geringem Ansehn zu seyn; unterdessen enthalte ich mich

nicht, aus dem Prediger-Journal I B. 4. St. eine Stelle anzuführen, welche eben das sagt: Nachdem der Recensent die abergläubischen Begriffe des D. Chrysanders von der unvermeidendlichen Beybehaltung der Predigten beygebracht hatte, so macht er folgende Anmerkung: „Vor„ausgesetzt, daß man nicht aus Abneigung ge„gen die Lehre Jesu die Aufhebung der Predig„ten wünsche, so sehen wir nicht ein, wie man „sich durch diese Meynung an Christo und an „seiner Kirche versündigen sollte. Wir selbst „sind unter denen, welche es wünschen, daß die „große Menge der Predigten abgeschaft, und „statt derselben ein katechetischer oder popularer „Unterricht in den Wahrheiten der Religion ein„geführt werden möchte; denn bey dem Gottes„dienste kömmt es wahrlich nicht auf die äußer„liche Form an.„ Freylich, ich meines Orts bin vollkommen überzeuget, daß der Kanzelvor-

trag,

trag, seiner ursprünglichen Absicht gemäß, wenn wir auch keine Schrifstellen zum Grunde setzen würden, nichts desto weniger in seiner Einrichtung überhaupt schriftmäßig, biblisch, das ist, auf die Offenbarung gegründet, und also auch dadurch von einer moralischen, philosophischen Rede, nach der bloß natürlichen Vernunft unterschieden seyn muß; und dieses zwar desto mehr, da die Offenbarung das natürliche Licht nicht auslöscht, sondern von neuem anfacht, stärket, ausbreitet, und mit einem höhern Lichte verbindet.

Diese eigenthümlichen Lehren und Vorschriften der Offenbarung haben vor den Lehren und den Vorschriften der Vernunft diesen doppelten Vorzug, einerseits daß sie unmittelbar von dem göttlichen Gesetzgeber herrühren, und anderseits daß man dieselben, vermöge ihres Ursprungs, ohne weitere Beweise und Untersuchungen, als Grundsätze des Herzens und des Lebens anwenden kann *).

Hier

*) S. Baco de Augm. Scient. L. IX. C. I.

Hier möchte ich zum Beschluß vor einem nicht ungewohnten Fehler unsere auch bessern Kanzelredner verwahren; dieselben tragen zwar kein fremdes Feuer auf den Altar, sie reden von Gott, von unserer Erlösung, von der Heiligkeit und Gottseligkeit, von dem unsterblichen Leben. Wenn aber diese Begriffe einmal festgesetzt und deutlich gemacht sind, warum soll denn der Prediger immerhin die gleiche Saite berühren? Diese großen Wahrheiten, sind sie zu wenig fruchtbar, zu wenig praktisch, zu wenig verschiedener Modificationen, Bestimmungen, Anwendungen fähig, daß man dieselben nicht auch auf der Kanzel dem Zuhörer näher ans Herz legen, Folgen für das tägliche Leben, und engere, kleinere Pflichten daraus herleiten könnte? Ist es nicht ein höchstgefährlicher Irrthum, daß man die Religionsübungen als eine besondre, getrennte Sache,

ohne

ohne Verbindung und Einfluß auf unsre gewöhnlichen Geschäfte, auf unsre weltlichen Angelegenheiten, auf die Tugenden des Privatlebens und des Umgangs betrachtet? Ist es nicht eine Schande, daß jede schlechte Stadtneuigkeit, jeder Proceß vor Gericht, jedes Zeitungsblatt, jede Wochenschrift, jedes neue Buch, ist es nicht eine Schande, daß das Schauspiel oder ein Concert mehr Stoff zu Unterhaltungen in unsern Gesellschaften darbieten, als eine Rede, die uns die wichtigsten Wahrheiten vorträgt? Und würde diesem Uebel nicht gesteuert werden, wo man die Religion mit dem Leben näher verbinden, wo man dieselbe, wenn ich so sagen darf, in alle ihre Gänge und Krümmungen, von allen ihren Seiten, bis in die kleinsten Nebenäste verfolgen, wo man sie in einem Ton, und aus einem Gesichtspunkte vortragen würde, dessen man sich auch in den Gesprächen des Umgangs

gangs nicht zu schämen Ursache hätte? Alsdann würde der Kanzelvortrag eben so gut, als ein Gedicht oder ein Schauspiel, den Geschmack der guten Gesellschaft, und mit demselben allmählich auch das Herz und die Seele nicht unwürdig beschäftigen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meister, Leonhard,

Leonhard Meisters kleine Schriften vermischten Inhalts

Basel 1781

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1495
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11252218-6
VD18 14567679-003